Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung über
das Gesammt-Gebiet
teutscher Prosa und Dichtkunst

von

L. M. Eisenschmid.

Vierter Band. Drittes Heft.

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung

über

das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

in

systematischer Ordnung

entworfen

von

L. M. Eisenschmid,

Professor.

I. Abtheilung.

Das Gebiet der Prosa.

Vierter Band. Drittes Heft.

Bamberg und Aschaffenburg,

bei Joh. Cas. Dresch,

1828.

6) Von der Heiligkeit der Schulen.

Zu unsrer Zeit, wo fast nichts mehr heilig, wo alles gemein ist, ziemet es mir nicht nur, sondern mein Gefühl und mein Amt erfordern es, von der Heiligkeit der Schulen zu reden. Ein heiliges Thema! werde es auch, wie heiligen Gegenständen es gebührt, vernommen und geübt.

Sanctum ist sancitum, was als Vertrag, als Gesetz und Regel festgestellt, von den Göttern geweiht, durch Opfer und heilige Gebräuche beschworen ist; unverbrüchlich.

Sanctum ist also auch unverletzbar. Was nicht beschadet, was von keiner frechen Hand berührt werden durfte, hieß integrum, sanctum.

Sanctum endlich hieß, was der göttlichen Gegenwart näher, von ihrer Kraft durchdrungen ist, worin der Geist der Götter selbst wohnet.

Lasset uns sehen, wie in jeder dieser Bedeutung, die im Grunde nur Eins sind, den Schulen Heiligkeit beiwohne.

1) Sind Schulen Pflanzstätte zur Bildung menschlicher Seelen. Gäbe es einen reineren Zweck? eine heiligere Stätte?

Heilig ist eine jugendliche Seele; die obersten Engel des Himmels, sagt Christus, sind ihre Diener und Schutzgeister auf Erden; in dem reinen

jugendlichen Antlitz einer Kindesseele schauen sie Gott. Wehe ruft er aus über den, der Eines der Kleinen ärgert.

Und wie leicht werden sie geärgert, d. i. verletzt, verführt! Was ist aufmerksamer als eine jugendliche, kindliche Seele? Jeden Eindruck nimmt sie, wie eine höhere Eingebung an, brütet den Gedanken aus, oder spinnet ihn weiter. Ich glaube nicht, daß Segen über oder in einem Menschen wohne, der, wie die Schrift sagt, den Geist Gottes in ihnen lästert oder betrübet.

Verbannt sollte also aus den Schulen seyn alle Frechheit der Grundsätze, der Sitten und des Geschmacks, alles Lüsterne, Weibliche, Kriechende, Abscheuliche, mit welchem Namen es sich auch schmücke, wie sehr es auch der Modegeist befördere. Diesem Modegeist des Jahrhundert vielmehr, der Albernes, Lüsternes, Schwaches, Gebrechliches gut heißet, sollen und müssen Schulen entgegenarbeiten. Wenn nirgends sie wäre, so stehe in ihnen die heilige Regel eines festen, gesunden Geschmacks, einer reinen Sittlichkeit und Vernunft aufrecht. Sieht oder hört man in Schulen Niedrigkeiten, Unsittlichkeiten, Possen; o wehe! Ist hier die Regel des Wahren und Anständigen verloren, wird jungen Leuten angepriesen oder zum Vorbild gemacht, was niedrig, gemein, abscheulich ist — so haben Wahrheit und reiner Geschmack ihr letztes Asylium verloren. Schafft mir hinaus, sagte Christus, die Taubenträger und Wechsler.

Meines Vaters Haus ist ein Heiligthum — und was wird es durch euch?

Deshalb werden nichts als heilige Sachen in den Schulen gelehrt, oder sollen gelehrt werden. Die Grundsätze echter und reiner Wissenschaft sind heilig. Mit Willkühr kann niemand über sie hinaus springen; denn sie sind nicht aus Willkühr erfunden; ihre Regeln und Grundpfeiler sind in der heiligen Natur, ja diese selbst unantastbare, unverletzbare, heilige Gesetze und Gebote. Heilig sind jene große Seelen des Alterthums, die sogenannten klassischen Autoren, und eben das Heilige, das Ewige, die unverletzbare Regel des Wahren, Guten und Schönen sollte in ihnen gezeigt, aus ihnen der jugendlichen Seele, auch als ewige Regel eingedrückt werden. Heilig endlich sollten die Sitten der Schule seyn; sowohl in gegenseitiger Achtung der Lehrer und Schüler, als in unverletzter Heiligkeit des Betragens der Schüler gegen einander: Keine Ausschweifungen sollten strenger geahndet werden, als wo diese Heiligkeit der Sitten, gegen welches Geschlecht es sey, verletzt und untergraben wird. Sie verdunkeln nicht nur den Glanz einer Schule, sondern sind für den Jüngling selbst ein fressendes Gift auf sein ganzes Leben. Wenn in Allem der Jugend Nachsicht gebührte, in Fehlern dieser Art nie: denn nichts ist in einer Schule anstößiger und ärgerlicher als eine Beleidigung der heiligen Zucht, des Anständigen, des Edlen.

2) Soll in Schulen die Regel des Anständigen, des Sittlichen dem jungen Mann auf sein ganzes Leben eingebildet werden; wohlan! so werde sie und zwar in Allem eingebildet, diese heilige Regel! Ihr lauft in das Theater, ihr jungen Leute, wozu? was seht und höret ihr da? Gutes und Schlechtes, Verderbliches eben sowohl, was den Verstand verrückt und den Geschmack verweichlicht oder verwildert, als in andern Stükken, was für Verstand, Geschmack und Sitten auch Muster seyn kann. Esset ihr alle diese gesunde und ungesunde Früchte durcheinander, sehet ihr Alles ohne das feine Haar der Dioptern, und nehmt es in Bausch und Bogen durcheinander — weh Euch! denn leider kann man nicht sagen „unser Theater ist heilig!" Die Vorbilder und Grundsätze der Alten sollten euch eben auch hierüber unverletzbar-heilige Regeln geben. Den Sinnen soll nichts gefallen, was der Verstand verwirft, was die Sittlichkeit durch ein procul profanum! verbannet und ausschließt.

Ihr leset viel und vielerlei durcheinander! Improbus labor, wenn es ohne Regel geschieht, ohne Plan und Absicht. Ein schlechtes Lesen und eine morgendländische Opiumgesellschaft — sind beide gleich ungesund und gefährlich. Dort und hier verzerren sich Gesichter und Seelen, dort und hier werden sie aufgespannt, um zu erlahmen.

Ihr excerpiret. Nur das Heilige in einem Buch, das Reinbewahrte, Ewige sollte man excerpiren,

das Gold. Nirgend erscheint der Verstand oder Unverstand, der Geschmack oder Ungeschmack, das Zweckmäßige oder Zwecklose eines jungen Menschen mehr, als in den Excerpten. Traurige Schädelstätte, wo sie nicht Geist, Absicht, Zweck, Herz belebet.

3) Das Heiligste in einem Menschen, also auch in einem Jüngling ist sein Geist; er heiliget den Körper. Zweien Jünglingen, die die Schrift auszeichnet, Joseph und Daniel, weiß sie kein edleres Lob zu geben, als: „in ihnen war der Elohim, der heiligen Götter Geist;" und Er, den sie als die reinste Blüthe der Menschheit darstellt, war in heiligem Geist gebildet und mit seinem Freudenöl vor allen Sterblichen gesalbet. Genius nennen wir in einem Menschen das Göttliche, das in ihm lebt, das ihn eigen charakterisirt, treibt und beseelt; wohl! wenn dieser überirdische Engel in ihm ein reiner, heiliger Genius ist, der sich das Edelste nur zu seiner Laufbahn erkieset. Gemeines, Schlechtes wird er nicht sehen, oder verschmähen; nur mit dem Reinsten in reinen Geistern lebt er; dies ist sein Element, sein Athem, seine Wirkungssphäre. Wie manchen gepriesenen Schriftsteller wirft er fort, wie jener eine unanständige Gestalt aus dem Tempel warf, mit dem Ausruf: „Fort von hinnen! Nichts heiliges ist in Dir!"

Dies reine Göttliche soll jeder Jüngling in sich bewahren und ausbilden; es ist der feinste Umriß

seines innigsten Wesens. Dies reine Göttliche soll jeder Lehrer in seinem Schüler, als seinem jungen Freunde anerkennen oder kennen lernen! es lieben, ehren und ausbilden! — In ihm wohnt des Menschen einzelne Kraft, seine reinste Glückseligkeit, seine innigste Weisheit.

Aber ach! Nichts wird so leicht entweihet, als dies Heiligthum! dies himmlische Gemälde wird so leicht beschmutzt! diese Perle geht so leicht verloren! — Wenn sie zertreten ist, wer kann sie sammeln? wer kann ihr ihre vorige Gestalt, ihren hellen reinen Glanz geben? Frage sich also jeder Jüngling: „ist in dir etwas Heiliges? und was ist's? Wie hast du es bewahret? wie ausgebildet?" Jeder lernende Jüngling frage sich: „in Wissenschaften und übungen; was ist dir heilig? welche Wissenschaft treibst du als eine heilige Wissenschaft, der du auf den Grund kommen wolltest? Kamst du dahin? Zieht sie dich noch an, mit himmlischen unwiderstehlichem Zuge?"

„Welche Schriftsteller, welche Grundsätze sind dir heilig? Was liesest du am liebsten; wobei geht dir dein Innres auf? was excerpirest du am sorgfältigsten, am treuesten? Lebest du lieber mit großen oder mit kleinen Geistern, mit Engeln oder mit Gergesenern?"

„Liebest du die Regel? denn heiliger ist nichts als Ordnung und Regel. Liebst du sie allenthalben in Wissenschaften, Meinungen, Sitten, in übungen, in Kleidern und Geberden? oder ist dir

allenthalben das Oberflächliche, Flüchtige, Freche, Unverständige und Unanständige, pöbelhaft=gemeines Geschwätz lieb und werth!" —

Fragt Euch Jünglinge hierüber vor den Altären der heiligsten Männer aller Zeiten, die wir verehren. Leget dabei die Hand auf Euer Herz und seyd redlich.

Wir fangen jetzt ein Examen an. Keine Wissenschaft, kein Autor werde von uns mit unreinen Händen angegriffen, und in jedem hinter der Schale der reine Kern gekostet.

Geister der Wissenschaft, ihr reinen ewigen Seelen!
Geister der Sitten und Zucht, werdet, o werdet uns nah! —
Possen bannet hinweg, unkeuschen Geschmack und den Dünkel
Der Kastaliens Quell schmählich entweihet und trübt.

Herder.

7) Über einen Vorzug der griechischen Sprache im Gebrauche ihrer Mundarten.

Eine akademische Rede am Namenstage Sr. Majestät des Königs 1808 in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München gehalten.

Ohne Zweifel kann der heutige Tag in diesem den Wissenschaften geweihten Heiligthume auf keine würdigere Weise gefeiert werden, als durch das Andenken an das, was der weise und vielgeliebte König, mit dessen Namen geschmückt er unter seinen Brüdern hervortritt, mit so mildem und edlem Sinne zu dem Flore und Gedeihen der Wissenschaften auch in dem Laufe dieses Jahres gethan und gewirkt hat. Während dieser Tag in dem Umfange des ganzen Königreiches jeden Stand zu einer eigenthümlichen Freude auffordert, und deren keiner ist, der nicht mit tiefgefühlter Rührung empfangene Wohlthaten und mannichfaltige Zeichen der Huld aufzählt, darf wohl vor allen der gelehrte Stand seine Freude laut werden lassen, dem hier ein Verein gestiftet ist, wie in keiner andern Stadt des deutschen Vaterlandes, wo die Würde der Wissenschaft anerkannt, ihre Freiheit geschätzt und jede ihrer Bestrebungen gefördert wird,

wo keines der Mittel fehlt, deren sie zu ihrem Gedeihen bedarf; wo durch den Anblick des allgemeinen Flors und des rüstigen Strebens allein schon die Gemüther aller ihrer Freunde begeistert, und zu lebendiger Theilnahme erhöht, jeder einzelne aber den Sorgen entnommen wird, die sein Gemüth, wenn auch nicht der Wissenschaft selbst entfremden, doch leicht von ihren ätherischen Wohnsitzen in die Tiefen des Irdischen herabziehen könnten. Aber das, was dieser Verein gelehrter Männer, und was durch ihn die Wissenschaften, der Huld des allgeliebten Königs sowohl überhaupt, als besonders in diesem Jahre verdanken, ist von dem verehrten Sprecher der Akademie ausführlich erzählt worden; und diese dankbare Erinnerung an erhabne Verdienste würde als die schönste Feier dieses schönen Tages ihn allein ausgefüllt haben, wäre ihre Anordnung dem Gemüth und Herzen allein überlassen gewesen. Aber der Sinn und Wille des Königs schien etwas anderes zu fordern. Nicht auf seine Altäre verlangt er Gaben niedergelegt zu sehen, sondern auf die Altäre der Weisheit und Kunst; und von den Lorbeern, die er pflanzt, begehrt sein großes Gemüth nicht Kränze für sein eigenes Haupt, sondern daß sie erquicklichen Schatten seinem Volke geben und die Diener der Musen unter sich sammeln möchten. So schien also dieser Tag auch einen wissenschaftlichen Zoll zu heischen, und der Redende übernimmt die Pflicht, ihn darzubringen, wenn gleich mit freudigem Her-

zen, doch nicht ohne bange Besorgniß, da kein Gegenstand, den er wählen könnte, der erhöhten Stimmung seiner Zuhörer genügen dürfte. Doch schien ihm unter mannichfaltigem Stoff, welcher zur Wahl sich darbot, keiner harmonischer mit dem erhebenden Gefühl, welches die Erinnerung an das frohe Gedeihen der Wissenschaften in diesem Königreiche erweckt, als einer, welcher die Phantasie zurückführt in eine Zeit und unter ein Volk, welches nicht blos, wie so manches andere, das welterobernd die geängstigte Menschheit beschäftigt hat, in der Geschichte lebet, sondern durch Kunst und Wissenschaft, als das auserwählte Geschlecht der Musen, in einer ewigen und unvergänglichen Jugend blüht.

Allerdings zwar ist das alte Griechenland gleichsam den Grenzen entwichen, welche vormals seine freien und geistreichen Einwohner umfangen hielten. Das Leben des regsamsten aller Völker ist ausgestorben. Seine Städte, vordem der Sammelplatz unübertroffener Tugenden, würdige Wohnsitze der Götter und reiche Gärten jeglicher Kunst, sie sind zu traurigen Dörfern herabgesunken, in denen ein beschränktes und dürftiges Volk seine Hütten gedankenlos an die Trümmern des Alterthums anhängt, ohne Ahndung und meist ohne Erinnerung an die Heldenzeit, von der ihre Steine noch zeugen. Die alten Flüsse, zum Theil mit ihrem ehemaligen Namen genannt, schleichen trauernd durch ein verödetes Land; die Götter sind von

ihnen gewichen, die vormals an ihren Ufern und in ihren Grotten wohnten, und die wunderbaren Gesänge sind verhallt, welche die Geschichte einer jeden Quelle, der Berge und Haine, dem lauschenden Ohre eines freien und empfänglichen Volkes erzählten. So ist auch ihre starke und männliche, ihre zarte und anmuthige Sprache nur noch in einem matten und traurigen Abklange übrig; und sie, die vormals, fast in jeder Gestalt, Herzen und Ohren bezauberte, schleppt sich ohne Würde und Wohllaut, in lockern Verbindungen, arm und einförmig, durch geistlose und weitschweifige Werke hin. Aber was das alte Land und seine entarteten Bewohner nicht mehr bieten, das bietet die Erinnerung an seine glorreiche Vorzeit noch jetzt in reichlicher Fülle. Noch blühen Thaten der hellenischen Vorwelt in allen Gemüthern; noch sind die Überbleibsel seiner Kunst die Freude der Welt, und ihr Besitz der Stolz der Eroberer; noch schöpfen die Edelsten aus den unversiegbaren Quellen ihrer Wissenschaften; noch werden verwandte Geister von den Flammen ihres Geistes ergriffen; und wie vormals das glaubige Volk in dem Heiligthume seiner Orakel Belehrung und Trost suchte, so sucht noch jetzt der edlere Mensch, wenn die Gegenwart seine Sehnsucht nicht stillt, Trost und Befriedigung in den stillen Asylen der hellenischen Weisheit. Hier blüht auch selbst ihre Sprache noch mit dem ewigen Reiz ihrer jugendlichen und männlichen Schönheit. Und wie überhaupt der Geist

des hellenischen Alterthumes über dem ganzen Gebiete der neuern Kunst und Wissenschaft waltet, so weht auch aus seiner Sprache noch jene höhere Vollendung uns an, und ihr beseelender Hauch hat überall, wo er gefühlt ward, die Gemüther erhöht, die Blüthen der Schönheit geöffnet, und die Töne der Sprache veredelt.

Aber es ist nicht die Absicht des Redenden den Ruhm des geistreichsten und edelsten Volkes überhaupt, oder den seiner Sprache insbesondere zu preisen, oder den Einfluß zu würdigen, den das Studium des hellenischen Alterthums auf die neue Welt haben kann und soll; sondern nur an eine Eigenthümlichkeit dieser Sprache will er erinnern, die oft von der lernenden Jugend beseufzt, und von den weiter Unterrichteten nicht immer nach dem ganzen Umfange ihres Werthes geschätzt wird. Er meint den Gebrauch der verschiedenen Mundarten der Nation in vollendeten und klassischen Werken der redenden Kunst. Diese Erscheinung ist einzig in der Geschichte der Völker. Zwar haben auch die Nationen des neuen Europa den Gebrauch ihrer Mundarten nicht ganz verschmäht; aber nur so lange, als die Stämme für sich bestanden, und kein gemeinsames Band literarischer Kultur die ganze Nation umschlang; als sich fast alle literarische Thätigkeit auf die Ergötzung und Belehrung kleiner Volksmassen beschränkte, und nur einzelne geniale Menschen, nicht aber ein ganzer Stand, an Sitten und Bildung verschieden,

über jene Masse hervorragte; ein Stand, der sich, wie in andern Dingen, so auch in einer eigenthümlich gestalteten Sprache von der Menge trennte. Denn nicht so bald hat sich unter einer Nation ein Mittelpunkt der Kultur erzeugt, nicht so bald haben sich in ihm wissenschaftlich gebildete Männer zusammengethan, als das neue begeisterte Streben auch eine neue Sprache schafft, die, obgleich aus einer Mundart erwachsen, doch über allen Mundarten schwebt. Bald wird diese edlere Tochter der Kultur und Begeisterung das Organ aller, die wirkliche Bildung besitzen, oder sich doch, wie die vornehme Welt, an dem Schein derselben erfreuen; die Landessprache wird gemein, und verliert das Recht, sich in dem Kreise der gelehrten und vornehmen Stände hörbar zu machen. Nur in der Menge bleiben die Mundarten zurück; und da sie nun bald nur in Gemeinschaft mit derber Sinnlichkeit erscheinen, und im Gebrauche immer tiefer sinken, je höher die gebildete Sprache steigt, so scheinen sie bald nur als ein Werkzeug der Belustigung, oder höchstens als ein Organ naiver Gefühle tauglich. So bemächtigt sich eine allgemeine Sprache, die keiner Provinz, sondern der ganzen Nation angehört, der obersten Gewalt, und behauptet ein ausschließendes aristokratisches Recht auf dem Gebiete der höheren Bildung. Unter mehreren Völkern ist so das Besondere in dem Allgemeinen untergegangen; die Werke, welche einzelnen Provinzen angehörten, sind verschwun-

den; nur wenige blieben in den Händen des Volks; einige verwandelten sich sogar mit dem Fortgange der Zeit in Gegenstände gelehrter Forschungen der Grammatiker und Geschichtschreiber.

Wenn nun auch in Hellas der Anfang der nämliche war, so war doch der Fortgang verschieden. Nie hat die Verfassung der einzelnen Staaten dieses Landes, deren jeder sich nach eigener Weise frei gestaltete, einer allgemeinen Sprache den Eingang erlaubt; und die Herrlichkeit des alten Griechenlandes war schon unter dem alles verkettenden Herrscherstab römischer Präpotenz untergegangen, als die gebildetste aller Mundarten allein aus den Werken der Hellenen erscholl. Und doch auch dann nicht ganz allein. Selbst in den spätesten Zeiten noch behauptete die jonische Sprechart in dem epischen Gedicht ihr Recht, und die homerische Sprache war längst in dem Munde der redenden Menschen verklungen, als sie noch in Helden= und Göttersagen wiedertönte. Wie aber die Epik den jonischen, so hatte sich die Lyrik den äolischen und dorischen, und die dramatische Poesie den attischen Dialekt als ihr eigenthümliches Organ zugeeignet.

Bei dieser Erscheinung ist nun zweierlei zu erwägen: einmal, wie es überhaupt gekommen, daß sich in Griechenland mehrere Mundarten zu einer klassischen Vortrefflichkeit ausgebildet; dann aber, welches das wichtigste ist, wie sich ihr Gebrauch in gewissen Zweigen der Kunst, auch ausser ihren

Grenzen und über die Zeit ihrer physischen Dauer hinaus erhalten habe.

Was nun das erstere betrifft, so ist es aus der eigenthümlichen Verfassung der hellenischen Nation erklärbar. Die verschiedenen Stämme, aus denen sie bestand, getrennt durch die Sprache, Gebräuche und politische Einrichtungen, knüpften wohl zuweilen, auf kurze Zeit, ein politisches Band unter sich; aber nie flossen sie zu gemeinsamen Staaten zusammen. Selbst in den einzelnen Stämmen stand fast jede Stadt für sich, und nur in gemeinschaftlichen Festen und feierlichen Spielen erkannten sie sich als Zweige des nämlichen Stammes. Da war kein Herrscher und kein Beherrschter zu finden; jedes Einzelne entwickelte sich eigenthümlich und frei; jedes gestaltete sich, wie es wollte und konnte. So geschah es, daß jeder Stamm, in dem erhebenden Gefühl seiner Unabhängigkeit sich selbst schützend, wie alles, was ihm eigen war, so auch seine Sprache eifersüchtig behauptete, und daß, wie Praxinoa beim Theokritos sagt,

Doriern immer vergönnt war nach dorischer Weise zu reden.

Mehr als einmal wechselte die Hegemonie unter den Staaten von Griechenland. Aber es mochte nun Sparta oder Athen, oder Thebä, später als beide, an der Spitze der griechischen Staaten stehn, nie hat der Einfluß der politischen überlegenheit die Rechte der Sprache gekränkt. Und so

wie diese ohne Erfolg blieb, so auch, was weit wunderbarer ist, die Überlegenheit der Kultur. Der Ruhm der jonischen Bildung erfüllte die Welt; die Werke ihrer Poesie und Prosa erfreuten jedes empfängliche Gemüth; aber dennoch blieb der freie Geist der attischen Sprache, obschon der jonischen auf das engste verschwistert, ungefesselt. Sie trat mit der ältern Siegerin kühn in die Schranken, und gewann tausendfache Kränze des Ruhms, ohne daß die Kränze der Schwester verwelkten. Und schon stand der Ruhm von Athen in seiner Mittagshöhe, schon war die Sprache von Attika in mannichfaltigen Werken zur Bewunderung der Welt ausgebildet, da lehrten noch die Pythagoräer ihre Weisheit in dorischer Mundart, und Archytas, der edelste von allen, gab in seinen Werken der angestammten Sprache die höchste Vollendung.

Man würde aber durchaus irren, wenn man glaubte, daß die Unabhängigkeit der griechischen Staaten von einander allein hinreichte, das aufgegebene Problem zu erklären, oder daß der Nationalstolz allein dem Gebrauche der gebildeteren Mundarten den Eingang verboten habe. Herodotos, obgleich von dorischer Abkunft, faßte doch seine Geschichte in jonischer Prosa ab; und in früherer Zeit hatte der kumäische Hesiodos seine Leier nach der Tonart Homers gestimmt. Auf gleiche Weise schrieb auch der Dorier Hippokrates jonisch. Mehrere Beispiele anzuführen, würde unnütz seyn. Es ist aber hier vornehmlich das Bei-

spiel der Dorier wichtig, weil dieser Stamm von allen der stolzeste und folglich am wenigsten geneigt war, das Fremde sich anzueignen.

Ehe wir indeß den Grund dieser Ausnahmen aufsuchen, müssen wir noch einmal auf die erste Frage zurückkehren, welche durch die Bemerkung der äußern Verhältnisse der Stämme gegen einander noch keineswegs zur Befriedigung aufgelöst ist.

Und zu diesem Zwecke zu gelangen, müssen wir auch das innere Leben der Hellenen erwägen. Zwei Dinge aber sind es, welche hier betrachtet werden müssen; erstlich, die innere Verfassung, deren erstes Element in allen Staaten Freiheit und Gleichheit war. Nur die Bürger bildeten den Staat; alle übrigen Einwohner des Landes waren seine Werkzeuge. Diejenigen aber, die den Staat bildeten, waren sich gleich. Mochten immer einige Geschlechter den Vorzug des Reichthums oder einer ältern und ruhmvollern Abkunft behaupten, nie bildeten sie einen besondern Stand; und selbst Sparta's Könige waren nur als Feldherrn und Obrigkeiten höher gestellt; in allem übrigen war ihnen auch der letzte der Spartaner gleich. Meist auf die nämliche Weise und durch die nämlichen Mittel gebildet, durch Religion, die ein gemeinsames Gut war; durch das Beispiel der Alten, welches alle vor sich hatten, und durch das Leben selbst, standen die meisten auf derselben Höhe, und keine Klasse ragte über der andern empor. Und so wie

die Hallen und Märkte, die Tempel der Götter und ihre Haine, die Gesetze und Rechte allen gemein waren, dem ersten wie dem letzten, so war auch eine Sprache allen gemein. Nur der tiefere und eindringendere Geist, die größere Fülle der Gedanken, der vollere Fluß der Rede, die sorgfältigere Wahl der Bilder und Worte, unterschied den Tüchtigeren von dem Schlechtern, aber die äußere Form der Sprache war in der Rede des einen, wie des andern, die nämliche. Und so wie noch jetzt in den demokratischen Kantonen Helvetiens Eine Sprache den Herrn und den Knecht vereint, und niemand ungestraft im Verkehr mit den Einwohnern seines Landes die angeerbte Sprache der Väter verläßt, so würde sich auch ein Bürger in den Freistaaten Griechenlands durch den Gebrauch eines fremden, wenn schon gebildeten Dialekts, gleichsam als eines selbstgenommenen Privilegiums, aller Ansprüche auf Vertrauen und Einfluß beraubt haben. So geschah es denn, daß da auch die Geistreichsten und Edelsten ihre Landessprache ehrten, und sie von keiner Art des Gebrauches ausschlossen, ein jeder Stamm, so bald er sich zu geistiger Bildung erhob, seine angeerbte Sprache bis zur klassischen Vortrefflichkeit veredeln konnte.

Das zweite, welches hier erwogen werden muß, ist die Beschaffenheit der öffentlichen Mittheilung in den griechischen Staaten. Sobald sich in der neuern Welt ein Stand von Schriftstellern erhob,

so war damit zugleich die Nothwendigkeit einer allgemeinen Schriftsprache ausgesprochen. Das geschriebene Wort wendet sich an die Welt, die Rede an die nächsten Umgebungen. Jenes bedarf also ein allgemein geltendes Organ; diese begnügt sich mit dem, was in ihrem Umkreise verstanden wird. Nun ist aber die Schriftstellerei ein spätes Erzeugniß der griechischen Kultur. Fast fünf Jahrhunderte verflossen, ehe man die Gesänge Homers in Schriftzeichen fesselte; und auch dann giengen sie lieber, ihrer ersten Bestimmung eingedenk, von dem Munde zum Ohr. In einem Bürgerstaat, so lange die Verfassung in ihrer Reinheit besteht, pflegt auch die Mittheilung der Ideen bürgerlich zu seyn; auch der Edelste mischt sich in die Masse seiner Mitbürger; das Individuum schmilzt mit dem Ganzen zusammen, und so wie jeder sein irdisches Gut gern als ein Darlehen des Staates betrachtet, und alle Güter nur ein gemeinsames scheinen, so betrachtet er auch seine geistige Errungenschaft als ein Gemeingut, dessen Ertrag zuerst und vor allem seinen Mitbürgern nützen müsse. So war ursprünglich alle geistige Mitheilung mündlich. Wie hätte sie also anders geschehen können, als in der Mundart des Volkes, dessen Geist und Gemüth bewegt werden sollte? wie anders als in den Tönen, in denen es seine ersten Ideen empfangen hatte, und mit denen es seine innersten Gefühle auszusprechen gewohnt war? So war doch die älteste Poesie, so war die älteste Beredsamkeit

schon darum nicht sowohl national, als recht eigentlich populär. Nicht jeder Schriftsteller aber will in diesem Sinne populär seyn. Jemehr die mündliche Mittheilung an Werth und Würde verliert, was doch in Griechenland zum Heil der Kultur erst spät geschah, jemehr sich der bürgerliche Sinn der Ersten und Edelsten auflöst, und das Individuum sich von der Masse sondert, desto mehr sinkt auch je Popularität, und die Anzahl derer vermehrt sich, welche sich zu vornehm dünken, mit dem Volke nach seiner Weise zu reden. Die Schrift besiegt und tödtet die Rede. Die Leier verstummt und lebt nur noch als Symbol in geschriebenen Liedern fort; der Gesang erstirbt in den Tonzeichen; und das lehrende Wort strebt stolz und kalt über die nächsten Umgebungen nach einer fern stehenden und zerstreuten Welt, oft auch über die Gegenwart unmittelbar zu der Nachwelt hin.

Das Nächste, was uns zu erörtern obliegt, ist die schon oben berührte Erscheinung, die mit unsern bisherigen Bemerkungen in Widerspruch zu stehen scheint; daß nämlich manche Arten der geistigen Mittheilung, wie zum Beispiel das Epos, von dem allgemeinen Gebrauche abweichen, und unter allen Stämmen auf einerlei Weise in derselben, also in einer fremden Mundart, behandelt wurden; und was damit Eines ist, daß einige Schriftsteller in ihren Werken die Landessprache gegen eine fremde vertauschten.

Diese Anomalie, wie gemeiniglich geschieht, durch das Ansehen einiger Schriftsteller zu erklären, welche die andern an sich gezogen und ihnen ihre Mundart gleichsam aufgedrungen hätten, ist zwar leicht und faßlich, aber keineswegs genügend. Denn warum wäre das Beispiel des Herodotos in der Geschichte nicht eben so wirksam geworden, als es das Beispiel Homers in der Epik war? oder warum hätte Pindaros den dorischen Dialekt dem angestammten äolischen vorgezogen, in welchem seine Lehrerin, die treffliche Korinna, sang, und vor ihm die größten Lyriker gesungen hatten? Auch wäre in der übrigen Geschichte der griechischen Kunst eine solche Anmaßung der Autorität durchaus ohne Beispiel. Wenn irgendwo der freie Geist sein Recht behauptete, so war es hier, wo betretene Pfade weder mühsam aufgesucht, noch ängstlich vermieden wurden; wo man den Vorgängern nicht nachahmte, sondern nacherfand; wo nur das, was das Wesen der Kunst und jede ihrer Arten forderte, nicht aber ihr zufälliger Schmuck stehende Form ward; wo vornehmlich die redenden Künste, in ihrem weitesten Umfang, die Sprache mit einer Sicherheit und Sorgfalt wählten, welche das Joch der Autorität auf keine Weise vertrug. Schwerlich ist irgendwo der Grundsatz, daß das Reich der Kunst den Zufall ausschließe, so vollkommen anerkannt worden, wie in Griechenland, wo auch das, was der Zufall bot, wie etwa der Chor, das Drama, bald so mit dem Kunstwerk

verschmolzen ward, daß es ihm, wie ein organischer Theil, erwachsen schien. Und nur der Zufall, der den Sänger der Ilias unter dem Himmel Ioniens geboren werden ließ, sollte der Epopöe auf ewige Zeiten die jonische Mundart angebildet, und ein noch größerer Zufall, etwa die Laune des Augenblicks, sollte den sinnigen Herodotos bewogen haben, dieselbe Sprache der dorischen, die ihm angeboren war, oder der attischen, die gerade damals ihre schönsten Zweige trieb, vorzuziehen?

Wir müssen uns also nach einem andern und würdigern Grunde umsehen.

Es ist von allen, welche die hellenische Bildung mit Aufmerksamkeit betrachtet haben, anerkannt, daß sie sich, wie sonst nirgend, organisch entwickelt, und ihre höchsten Blüthen nicht eher gezeigt habe, als bis sich jeder andre Theil des wundervollen Gewächses auf das vollkommenste entfaltet hatte. Wie in keinem andern Lande, und unter keinem andern Geschlecht, verfolgte in Hellas die Menschheit den natürlichsten Gang ihrer Entwickelung. Als ein heiteres Kind erwachte sie unter dem weichen Himmel Ioniens. Hier erfreute sie sich des müheloſen Daseyns, bei schönen Festen und in feierlichen Zusammenkünften, voll Empfänglichkeit, froher Lebenslust, unschuldiger Neugier und kindlichen Glaubens. Der Außenwelt hingegeben, und allem, was durch Neuheit, Schönheit und Größe an sich zog, geneigt, horchte sie vornehmlich auf die Geschichte der Männer und

Helden,

Helden, deren Thaten, Abentheuer und Irren die Vorwelt mit Ruhm, und wenn sie in Liedern wiederklangen, die Brust der Hörer mit Entzücken erfüllten. So ergriffen hier die Dichter zuerst jene Heldensagen als den günstigsten Stoff, und aus der Sage erwuchs allmählich das epische Gedicht. Die Erzählung war, wie es der Jugendsinn der Zeit und des hörenden Volks heischte, sinnlich, gestaltvoll, mannichfaltig und ausführlich. Daß sich die That in dem Liede spiegle, daß jede Gestalt klar und lebendig hervortrete, daß auch in dem einzelnen Theile das Ganze sich kund thue, daß, mit einem Worte, die herrliche Heldenwelt sich in voller Würde und heiterem poetischen Glanze bewege, das war das Streben des epischen Dichters, wie eines jeden, in dessen frischer und kräftiger Phantasie ein beseelter Stoff zur Mittheilung sich drängt. Diesem Streben aber entsprach die jonische Mundart auf das vollkommenste. Wie der Hexameter das eigenthümliche Versmaß der Epopöe ist und seyn muß, so kann auch der jonische Dialekt als ihr eigenthümliches Organ betrachtet werden; nicht bloß, weil er den größten Reichthum sinnlicher und bildlicher Ausdrücke, sondern auch die größte Mannichfaltigkeit der Formen darbietet. Wie der Hexameter sich unter allen Versmaßen am freiesten innerhalb der Schranken des Gesetzes bewegt, so genießt auch der Jonismus der größten und gemüthlichsten Freiheit in seinen Auflösungen und Zusammenziehungen. Das ganze Wesen desselben

ist auseinandergehend, entfaltend, spielend und episodisch, wie das Wesen der Epopöe selbst, die in ihrem freien episodischen Gang nach nichts so sehr, als nach objektiver Entfaltung strebt. Nachdem nun dem empfänglichen Sinne der Griechen diese Angemessenheit einmal durch die homerischen Gesänge in ihrer ganzen Vollkommenheit kund geworden war, hat es ihnen nie einfallen können, das, was zusammen erwachsen war, voneinander zu trennen, oder einen organischen Theil mit einem andern willkührlich angebildeten vertauschen zu wollen. Von neuem aber konnte sich in einer späteren Zeit, und in einer minder sinnlichen Sprache das epische Gedicht auf keine Weise gestalten, und was in der Kinderwelt aufgeblüht war, mußte, wenn es bis zum männlichen Alter dauerte, in seiner ersten und ursprünglichen Einfalt verharren. Daher hat es kein attisches, noch dorisches Epos gegeben oder geben können, sondern es blieb, was es in seiner Entstehung gewesen war, und seyn mußte, jonisch an Geist, Klang, Sprache und Versmaß.

Hieraus aber erklärt sich auch ohne Mühe die Erscheinung der jonischen Mundart in den Musen des dorischen Herodots. So wie die Rhapsodien Homers das Epos der Poesie sind, so ist das wunderbare und reitzende Werk Herodots das Epos der Historie. Wie dort die Irren des vielversuchten Odysseus den ganzen Umfang der damals bekannten oder geahndeten Welt, und viele große Thaten

der Helden, viele Sitten der Menschen und Völker, Länder und Städte umfaßt, so mischt auch jener in dem reichen und klaren Gemälde, das er uns aufrollt, die Thaten der ältern und neuern Zeit, den Wandel der Völker und seltne Erscheinungen der Natur und des menschlichen Kunstfleißes. Auch hier ist alles gestaltvoll, lebendig und ausführlich. Aber diesem epischen Geiste war die dorische Mundart kein passendes Organ; und sie zu diesem Zwecke umzugestalten mochte zu jener Zeit, wo ihr Charakter schon fest stand, unmöglich scheinen. So nahm er, was sich von selbst darbot, die dem Epos geweihte, und folglich auch seinem geschichtlichen Epos analoge, jonische Mundart auf. Und nie ist eine Wahl glücklicher gewesen. Wer möchte die Musen Herodots in einer andern Sprache lesen; oder wer ist alles Sinnes für Analogie beraubt, um Herodots Jonismus, der sein ganzes Werk vom Anfang bis zum Ende durchdringt, in eine andere Sprache, etwa die attische, auflösen zu wollen? Denn auch hier zeigt sich, was überhaupt die griechische Kunst auf eine so herrliche Weise auszeichnet, jener wundervolle Zusammenklang des Inhalts und der Form, jenes Zusammentreffen der innern und äußern Musik, dieser ersten und nothwendigsten Bedingung zur Schönheit, die von den Neuern oft vernachläßigt, häufig verkannt, ja wohl gar mit einer, nur Barbaren zustehenden Gefühllosigkeit abgeleugnet wird. Denn eben darinnen thut der Barbar sich kund,

daß er, die Form vernachlässigend, nur an dem Stoffe hängt, beides vereinzelt, und ihr harmonisches Zusammenseyn weder beachtet, noch würdigt.

Als nun die Periode der Kindheit von Hellas sich in das Jünglingsalter verlor, und die erste frische Begier nach dem Neuen und Wunderbaren gestillt war, als der Jüngling in sich selbst erwachte und in sein Inneres zu schauen begann, da ward durch die näher liegende kräftig erregte Welt seiner innern Natur der äußern ein Theil ihres Glanzes entzogen, und die epische Periode machte der lyrischen Raum. Andere Blumen, tiefer gefärbt und von einem kräftigern Wohlgeruch, giengen jetzt in dem Garten der Dichtkunst auf. In den klangreichen Liedern einer Sappho, eines Alcäus, einer Erinna sprach sich das innerste Gefühl tiefer Gemüther aus, die Seele trat in die äußere Gestalt, und auf den Wellen des Wohllauts getragen, strömte das begeisterte Wort in die Herzen der Zuhörer über und öffnete ihnen, tief bewegend, ihre innerste Welt. Wie nun die Lyrik den Menschen in sich hinabdrängt, und eben dadurch über sich selbst erhebt, so bedarf sie auch einer tiefern, gedrängtern und schwebendern Sprache, wie die äolische und dorische war, die eben so das eigenthümliche Organ der Lyrik wurden, wie die jonische das Organ der epischen Poesie. Derselbe Charakter größerer intensiver Kraft, der sich in den volleren Lauten, den tiefern Tönen und den

härtern Wortformen des Dorismus ankündigt, empfahl ihn auch, wie es scheint, der pythagoräischen Schule, obschon ihr Stifter ein Jonier war; indem ihr hoher und begeisterter Styl eben so der Lyrik entsprach, wie die spielende und phantasirende Physik der jonischen Schule der epischen Poesie.

Aber noch waren die Tugenden dieser frühern Perioden nur eine einseitige Vortrefflichkeit. Das männliche Alter kam mit dem Flore der attischen Zeit, und mit ihm schloß sich der Kreis der Kunst. Hier fanden die einzelnen Strahlen der Vortrefflichkeit ihren Mittelpunkt. Die heitere Ausführlichkeit der jonischen Epik und die tiefe Fülle der dorischen Lyrik trafen im Drama zusammen, in welchem sich der epische Stoff von der Zufälligkeit reinigte, und die subjektive Einseitigkeit des lyrischen Gedichtes durch seine Vermählung mit dem dramatischen Stoff eine objektive Allgemeinheit erhielt. So wie die Poesie in dieser ihrer höchsten Blüthe, so ward in Attika alles und jedes, was in frühern Zeiten und in andern Gegenden von Griechenland begonnen hatte, zur Vollendung gebracht. Hier trat die Prosa mit der Verskunst in die Schranken, und erfand einen eigenthümlichen Sylbentanz, durch welchen zuerst die freie Sprache zur harmonischen Rede, und die Wohlredenheit zur Beredsamkeit ward. Hier wurde zuerst die Kunst der Mittelpunkt aller Bestrebungen, und wie der Altar der Vesta alle Bürger derselben Stadt, so vereinigte der Altar der

Kunst alle höheren Geister in jeder Art ihrer Thätigkeit. Hier gründete die Philosophie ein würdigeres Heiligthum, welches die Erde mit dem Himmel verband, wo die Grazien der Überredung und Harmonie mit der verschwisterten Dichtkunst den lachenden Satyrn und dem begeisterten Eros den flammenden Altar der Weisheit umtanzten. So erwuchs auch auf diesem klassischen Boden die Geschichte von neuem in einer höhern und würdigern Gestalt. Wie sich die attische Tragödie zu dem jonischen Epos verhält, so verhält sich die attische Geschichte des Thucydides zu der jonischen Herodots. Wie das Trauerspiel so entsagt auch die attische Geschichte dem freien episodischen Gange; sie sucht nicht die Ergötzung des Augenblickes, sondern eine tiefe Belehrung für dauernde Zeiten; sie will nicht mehr die Welt darstellen, sondern den Menschen und die Gottheit der Welt. Wenn die jonische Geschichte und Epopöe dem glatten Spiegel eines stillen und weiten Sees gleicht, dessen Tiefen ein heiterer Himmel mit seinem zarten und sonnigen Gewölk, und die mannichfaltige Natur seiner lachenden Ufer verklärt entstrahlt, so gleicht das attische Drama und die Geschichte einem mächtigen Strom, der in festen Ufern still hinabzieht, jeden Widerstand kräftig besiegt, nirgends abschweift von seinem Weg, das blühende Ufer wie das traurige mit gleicher Würde begrüßt, und sich endlich nach einem langen, und ernsten Lauf mit dem Weltmeer vermischt. So

wie nun in den frühern Epochen, so trachtet auch in diesem Zeitraum der höchsten Vollendung die Kunst nach einer innigen Harmonie der äußern Form mit dem innern Wesen. Die attische Mundart vereinigte in sich alle Vorzüge der andern Dialekte, ohne ihre Mängel zu theilen. Nicht minder belebt als ihre jonische Schwester vermeidet sie ihre lockern Verbindungen, und theilt die Fülle und Innigkeit des Dorismus ohne seine Härte und Rauhigkeit. Männlich gebildet und doch jugendlich frisch, reich und volltönend, zart und schlank, gleich gestimmt zu Ernst und Scherz, schmiegt sie jeder Form sich an, und vermählt sich mit gleicher Liebe der Poesie und Beredsamkeit. Wie das attische Drama der höchste Gipfel der alten Dichtkunst ist, so ist der Attizismus die Blüthe der hellenischen Sprache, und in gleichem Verhältniß mit innerer Tiefe und äußerem Leben begabt. So mußte er nothwendig die Sprache der vollendeten Kunst werden, und es so lange bleiben, als man die Vollendung der Kunst erkannte. Aber die Lyrik blieb auch mitten im Attika dorisch, so daß selbst in dem lyrischen Theil des attischen Drama der Dorismus vorherrschend ist. So blieb auch das Epos jonisch, und die Elegie, die den Charakter der verweilenden Entfaltung mit dem Epos theilt.

So ist es also geschehen, daß sich die verschiedenen Mundarten der griechischen Sprache, so weit es ihre Natur verstattete, zur klassischen Vor-

trefflichkeit ausbildeten, und mehrere nebeneinander, in ihrer eigenthümlichen Gattung, selbst bis über die Zeit ihrer physischen Dauer hinaus blühen konnten. Keines von beiden war eine Wirkung des Zufalls. Vielmehr offenbaret sich auch hier der eigenthümliche Sinn der Hellenen für die Harmonie aller Theile eines organischen Ganzen, und ihre fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunst geheiligt war. Fern war von ihnen die Unsitte, immer das Neueste dem Neuen, und das Neue dem Alten vorzuziehen. Formen, welche immer glücklich geschaffen und vollendet standen, waren für ewige Zeiten bestimmt; und selbst jener Gebrauch der Mundarten in ihren eigenthümlichen Gattungen trug dazu bei, daß, indem die äußere Form festgehalten ward, auch das innere Wesen einer jeden Gattung heiliger und unverletzlicher stand.

Jener zarte und tiefe Sinn, der sich in dem hier erklärten Phänomen, so wie in allen Theilen der hellenischen Kunst so wundervoll kund thut, ist eine der herrlichen Eigenschaften, durch die sich jenes ewig merkwürdige Volk vor allen andern Völkern der Erde ausgezeichnet hat. In ihm offenbaret sich, wenn irgendwo, die höchste Blüthe des Geschmacks, der selbst wiederum die reinste Blüthe der Humanität ist. Diese zu pflücken, mit ihrem Saamen unsern Geist zu befruchten, ist uns der Garten der hellenischen Musen geöffnet. Keine andere Nation bietet ein ähnliches Beispiel der

Vollendung in so mannichfaltigen Formen dar, noch ein solches harmonisches Zusammentreffen und Durchdringen der verschiedensten Elemente in denselben Werken; selbst die Deutsche nicht, die wohl in andern Bedingungen zur Kunst am ersten mit den Hellenen wetteifern möchte. Aber sie ermangelt der natürlichen Entwickelung, die den Griechen zu Theil ward; und statt alle ihre Kraft auf die Pflege des edlen Naturgewächses zu wenden, erschöpft sie den größten Theil derselben, um das Fremdartige abzuwehren, das sich ihr immer von neuem anbilden will. Nichts kann daher, bei übriger Ähnlichkeit, einen stärkeren Kontrast bilden, als der feste Gang der hellenischen und der schwankende der deutschen Kunst; indem jene nur von dem Ziele der Vollkommenheit angezogen, diese hingegen jeden Augenblick durch irgend eine zufällige Annäherung in ihrem Laufe gestört wird. Darum ist es bis jetzt unmöglich gewesen, daß sich in Deutschland der innere Sinn für das Schöne und Vollendete auf eine sichere Weise entwickelt; und es ist unsern, in einer engen Sphäre gebildeten Nachbarn nicht gerade zu verargen, wenn sie uns der Barbarei noch nicht ganz entwachsen glauben. Wenn es aber je einen Zeitpunkt gegeben hat, wo man hoffen konnte, den oftmals getäuschten Wunsch erfüllt zu sehn, daß der Wissenschaft und Kunst ein sicheres Reich in Deutschland gegründet, und dadurch zugleich der Sinn für das Schöne und Große lebendiger erregt, und

ohne willkührliche Beschränkung befestiget werde, so ist es der gegenwärtige. Die kräftige Bewegung, die das geistige Gebiet der Wissenschaften in dem ganzen Umfange seiner Grenzen erschüttert; die gegenseitige Anziehung ihrer verschiedenartigen, sonst so getrennten Elemente; das immer mehr entzündete Streben der Besten nach einem Höheren; die allgemeiner verbreitete Liebe zur Kunst — dieses und anderes läßt eine schöne Blüthe der Bildung erwarten. Wir dürfen noch hinzusetzen, daß die mannichfaltigen Unfälle, welche die Nation erlitten, ihre Elastizität, statt sie zu schwächen, vermehrt, und sie angefeuert hat, indem sie sich um das flammende Panier ihrer Sprache fester zusammenschließt, in dem Gebiete der geistigen Welt die Lorbeern zu erobern, die ihr im Kampfe um irdischen Besitz entrissen worden. In diesem Zeitpunkt öffnet ein weiser und geliebter König den scheuen Musen ein Asyl in seinem Königreich; und selbst ein deutscher Mann in dem tiefsten und weitesten Sinne des Worts, ladet er deutsche Wissenschaft und Kunst in den Schatten seines Thrones ein, damit sie hier ihr frohes und genußreiches Geschäft in ungestörter Sicherheit und stillem Frieden vollbringen möge. Hier also oder nirgends kann sich ein neues Griechenland bilden; und wenn einst die Geschichte die Vollendung deutscher Art und Kunst feiert, wird sie mit freudigem Entzücken den vielgeliebten Namen des Königs feiern, auf dessen erhabenes Haupt wir heute, mit seinem begeisterten Volk, alle Segnungen, die den Monarchen, den Gemahl und den Vater beglücken können, von dem Throne des Höchsten erflehen.

Jakobs.

8) Predigt über den Werth der Freundschaft.

Text. Sprüche Salom. 18. v. 24.

Ein treuer Freund liebet mehr, und steht fester bei, denn ein Bruder.

Gott, ewige, unerschöpfliche Quelle der Liebe und aller Glückseligkeit, welche Freuden, welche Seligkeiten hast du uns nicht dadurch bereitet, daß du uns fähig gemacht hast, einander zu lieben, und unsre Liebe zur reinsten, edelsten Freundschaft zu erhöhen! Welches Gegengewicht gegen alle Beschwerden und Lasten des Lebens hast du uns nicht dadurch gegeben! Welches Licht über die finstersten Pfade desselben dadurch verbreitet! Ja alle Anlagen, alle Kräfte, alle Neigungen und Triebe, die du selbst in unsre Natur gelegt hast, sind gut; sie zeugen alle davon, daß du uns als Vater liebest, daß du uns nicht zur Traurigkeit, sondern zur Freude, nicht zum Elende, sondern zur Glückseligkeit bestimmt hast! Möchten sich nur bei uns allen diese Anlagen so entwickeln, diese Kräfte so äußern, diese Neigungen eine solche Richtung bekommen, und diese Triebe so sich veredeln, wie es deinen huldreichen väterlichen Gesinnungen gegen uns gemäß ist! Möchten Weisheit und Tugend, möchte das Licht der Religion uns alle da-

bei leiten und führen, und uns alle zu der Vollkommenheit und Glückseligkeit führen, deren wir fähig sind! Wie viele ungerechte, strafbare Klagen über menschliches Elend würden dann nicht wegfallen! Wie zufrieden, wie selig würden wir dann nicht in dem gemeinschaftlichen frohen Genusse deiner Güte seyn! Wie sehr uns durch gegenseitige Liebe und Freundschaft unsern Fortgang auf dem Wege der Pflicht und der Tugend erleichtern, und wie viel gewisser und völliger unsere Bestimmung erreichen! Gott, sende du selbst den Geist der Liebe, der reinsten, edelsten Liebe in unser Herz! Öffne dasselbe dem Reiz der tugendhaften Freundschaft; laß uns ihren großen Werth deutlich erkennen und innig empfinden; und reinige uns von allen niedrigen, selbstsüchtigen Leidenschaften und Neigungen, die mit derselben streiten. Gott, dir, dem Vater aller Geister, näher zu kommen, und sich eines mit dem andern immer genauer zu vereinigen, darnach schmachten alle denkende, empfindende Wesen, darnach sehnen sich auch menschliche Seelen! Laß uns doch dieses Glückes in beiden Absichten immer fähiger werden, und aus dieser Quelle des Lebens immer mehr Seligkeit schöpfen. Segne zu dem Ende die Betrachtungen, die wir itzt darüber anzustellen gedenken. Stärke unser Nachdenken, und laß es uns von tugendhaften, edlen Gesinnungen und Empfindungen durchdringen. Wir bitten dich darum als Verehrer deines Sohnes Jesu, unsers Heilands, und rufen dich

ferner im Vertrauen auf seine Verheißungen an: Unser Vater ꝛc.

Sprüche Salom. 18. v. 24.

Ein treuer Freund liebet mehr, und steht fester bei, denn ein Bruder.

Man hat dem Christenthum oft den Vorwurf gemacht, daß es der Freundschaft nicht günstig sey, weil es dieselbe nicht ausdrücklich einschärfet, und seinen Bekennern zwar Wohlwollen gegen jedermann, allgemeine Gütigkeit und Menschenliebe, aber nicht besondere Freundschaft vorschreibt. Allein, Freundschaft ist eigentlich nicht Pflicht, nicht unabläßliche Verbindlichkeit für alle, sie läßt sich nicht so wie Gütigkeit und allgemeine Gerechtigkeit befehlen; ihre Entstehung, ihre Einrichtung hängt sehr oft von Umständen und Zufällen ab, die nicht in unsrer Gewalt sind; und auch sehr verständige und gute Menschen, die ein empfindsames, freundschaftliches Herz haben, können und müssen oft ohne ihre Schuld des Glückes der Freundschaft, ich meine die ganz innige, vertraute Freundschaft, entbehren. Je mehr inzwischen der Mensch sein Herz dem allgemeinen Wohlwollen, der Menschenliebe und der Bruderliebe, diesen Hauptgeboten des Christenthums, öffnet; je mehr er sich von dem Geiste desselben beherrschen läßt: desto fähiger und geschickter wird er zu jeder, selbst der edelsten und erhabensten Art der Freundschaft seyn. Ja, die Freundschaft würde eine sehr allge=

meine Tugend, und die ganze Gesellschaft der Christen eine Gesellschaft innigst mit einander verbundener Freunde seyn, wenn sie alle den Vorschriften der Lehre, die sie bekennen, unverbrüchlich folgten, und sich ganz von ihrem Geiste beseelen ließen.

Daran läßt uns auch das, was wir von dem Stifter des Christenthums, und von seinen ersten Bekennern wissen, nicht zweifeln. Wenn wir Jesum den sanften, zärtlichen, liebevollen Charakter seines Jüngers Johannes mit vorzüglicher Liebe und Vertraulichkeit belohnen, wenn wir diesen seinen Jünger so oft an seiner Brust liegen sehen, und ihn stets den Jünger, den er so lieb hatte, nennen hören; wenn wir unsern Herrn das Haus seines Freundes Lazarus zu seinem Erholungs- und Zufluchtsorte wählen sehen; wenn wir ihn zu seinen Begleitern sagen hören: unser Freund Lazarus schläft, aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke; wenn er dann zu seinem Grabe eilet, bei dem Anblick des Verstorbenen weinet, und die Zuschauer ausrufen: siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt! — wie können wir da an dem freundschaftlichen Charakter Jesu zweifeln, oder glauben, daß dieser Charakter mit seinem Geiste und mit seiner Lehre streite? — Und die Verbindung Jesu mit seinen Schülern und Nachfolgern überhaupt, welch ein Muster der edelsten Freundschaft stellet die uns nicht dar! Wie nachsichtsvoll, wie liebreich, wie vertraulich war sein Umgang mit ihnen! Wie groß

seine Fürsorge für sie! Wollet ihr mich haben, sprach er bei seiner Gefangennehmung, so lasset diese gehen. So, wie er die Seinen einmal geliebt hatte, heißt es, so liebte er sie bis ans Ende. Und wie er sie, da er von ihnen scheiden sollte, tröstete, ermunterte, beruhigte! Wie er sich selbst und seine wichtigsten Angelegenheiten darüber ganz zu vergessen schien! Wie er bei dem letzten Abendmahle den zärtlichsten Abschied von ihnen nahm, und sich ihrem Andenken empfahl! Wie er sie selbst während seines Leidens nicht aus den Augen verlor, und sich auch da noch ihrer annahm! Und wie er gleichsam eilte, sich nach seiner Auferstehung von den Todten ihnen wieder zu zeigen, und ihnen ihre Thränen abzutrocknen! War das nicht Freundschaft, nicht die edelste Freundschaft? — Und die ersten Christen, die alle, von dem Geiste des Christenthums beseelet, Ein Herz und eine Seele waren, die gleichsam alles mit einander gemein hatten, die täglich einmüthig bei einander waren: machten die nicht eine Gesellschaft innigst mit einander verbundener, durch Gottesliebe und Jesusliebe und Bruderliebe mit einander verbundener Freunde aus?

Nein, das Christenthum ist der wahren tugendhaften Freundschaft nichts weniger als ungünstig. Es flößet uns vielmehr alle die Gesinnungen ein, treibt uns zu allen den Handlungen an, und machet uns zu allen den Aufopferungen fähig, die den Charakter und den Ruhm der Freundschaft-

ausmachen. Nur müssen wir sie recht kennen und beurtheilen lernen. Und dies ist die Absicht meines gegenwärtigen Vortrags. Ich werde in demselben

den Werth der Freundschaft,

eines der größten Güter des Lebens, mit euch untersuchen. Zu dem Ende werde ich

erstlich zeigen, wie die Freundschaft beschaffen seyn muß, wenn sie einen wahren, großen Werth haben soll;

dann, worinnen der Werth derselben bestehe; und

endlich, wie wir uns in Rücksicht auf dieselbe verhalten müssen, wenn sie uns das seyn und leisten soll, was sie uns zu seyn und zu leisten vermag.

Dies alles wird uns die Wahrheit des Spruches Salomons in unserm Text fühlen lassen: ein treuer Freund liebet mehr, und steht fester bei, denn ein Bruder.

Freundschaft, welch ein heiliger, verehrungswürdiger, — und welch ein gemißbrauchter, entheiligter Name! Bald das reizendste Gewand der Tugend; bald die Larve des Lasters. Bald das unauflöslichste Band der reinsten, edelsten Seelen: bald der gefährlichste Fallstrick des Verführers der Unschuld. Itzt die Mutter der Wahrheit, der Aufrichtigkeit, der Offenherzigkeit: dann der Deckmantel des künstlichsten Betrugs und der tiefsten Arglist. Itzt ein mächtiger Antrieb zu den schönsten

großmüthigsten Thaten, dann ein niedriges Mittel, die eigennützigsten Absichten zu verfolgen und zu erreichen. Inzwischen behauptet doch die wahre Freundschaft ihre Rechte und ihre Würde. Sie behauptet die erhabene Stelle, die sie unter den Tugenden und Vorzügen der menschlichen Natur, unter den Quellen unsrer Glückseligkeit einnimmt. Aber nicht alles, was ihren Namen trägt, nicht alles, was ihre Gestalt entlehnet, ist sie selbst. Laßt uns, um sie zu retten, Schein und Wahrheit wohl unterscheiden.

Wenn ich von dem Werthe der Freundschaft rede, so verstehe ich nicht das darunter, was der Mißbrauch gewöhnlich so nennet; nicht jede weitläufigere oder engere Verbindung, die sich auf Verwandtschaft, oder auf Geschäfte, oder auf Umgang, oder auf gemeinschaftliche Vergnügungen und Lustbarkeiten gründet, und wobei weder innige Liebe, noch Zärtlichkeit, noch Vertraulichkeit statt findet. Dies ist fast immer nichts anders, als ein eigennütziger Tausch von kleinen Gefälligkeiten und Dienstleistungen, an welchen das Herz den wenigsten Antheil hat; oft ist es ein niedriges Gewerbe von gegenseitigen Vortheilen, das nur so lange besteht, als jeder seine Rechnung dabei findet. Nein, die wahre Freundschaft ist reine edle Liebe, ist innige, völlige Vereinigung der Herzen, welche die wahrhaftigste Theilnehmung an allen Freuden und Leiden des andern, die größte gegen-

seitige Offenheit und Vertraulichkeit, den uneigennützigsten Diensteifer zeuget, und den Freund mit seinem Freunde in Rücksicht auf Gesinnungen und Empfindungen so verbindet, daß sie beide gleichsam nur ein Ich ausmachen.

Auf die Ähnlichkeit oder Gleichförmigkeit der Denkungsart, des Geschmackes, der Neigungen, der Absichten und Bestrebungen, und ein daraus entstehender stärkerer Hang gegen einander, ist nicht das einzige, nicht das Vornehmste, was bei der wahren, dieses Namens würdigen, Freundschaft zum Grunde liegt. Diese Ähnlichkeit, diese Gleichförmigkeit, dieser gegenseitige Hang kann auch zwischen Thoren und Bösewichtern statt haben, und sie auf eine kürzere und längere Zeit sehr genau miteinander verbinden. Aber wer wird dieses Verhältniß und diese Verbindung Freundschaft nennen? Nicht selten ist es Verschwörung gegen das allgemeine Beste, Verbindung zu gemeinschaftlichen Ausschweifungen und Verbrechen. Nein, nur die Ähnlichkeit, die Gleichförmigkeit der Denkungs- und Sinnesart, die sich auf gegenseitige gute Neigungen und Gesinnungen, edle und gemeinnützige Absichten und Bestrebungen gründet, nur die kann Menschen einander so nahe bringen, und so innig mit einander vereinigen, daß sie gleichsam ein Herz und eine Seele werden; und nur aus dieser Vereinigung kann wahre erhabene Freundschaft entstehen.

Soll also die Freundschaft einen wahren, großen Werth haben; so muß sie sich auf wirkliche Vorzüge des Geistes und des Herzens; sie muß sich auf Verstand und Tugend, und auf gegenseitige Hochachtung gründen. Beide, Geist und Herz, sind dabei nothwendig. Das gute Herz allein ist zum Glücke der Freundschaft nicht genug. Ein gesunder, richtiger Verstand muß dasselbe leiten, wenn uns nicht der Freund wider seinen Willen oft mehr Verdruß, als Freude verursachen, mehr schaden als nützen soll. Das Licht, das uns als Freunde erleuchten, und die Wärme, die uns beleben soll, müssen nicht dem blendenden Scheine des Blitzes und der versengenden Hitze des Sommers, sondern dem Lichte des Tages und dem sanft erwärmenden Hauche des Frühlings ähnlich seyn. — Aber auch der richtige Verstand und das weichste, zärtlichste Herz sind ohne die Hülfe der Tugend nur schwache, hinfällige Stützen der Freundschaft. Freundschaft, die sich nicht auf Tugend, auf gegenseitige Liebe alles dessen, was schön und wahr und recht und gut ist, gründet, kann nicht lange Bestand haben. Sie ist keiner edeln, großmüthigen Aufopferung fähig. Der Lasterhafte ist immer in gewissen Stücken selbstsüchtig, eigennützig. Seine Absichten, seine Vortheile ändern sich, so wie seine Neigungen und Leidenschaften; und sobald diese ins Gedränge kommen, so wird die Stimme der Freundschaft nicht mehr gehört und ihre heiligsten Rechte werden

unter die Füße getreten. Die Freundschaft zwischen Bösen dauert nur so lange, als einer des andern zur Ausführung seiner Entwürfe, oder zur Befriedigung seiner sinnlichen Lüste, oder zur Bedrückung und zum Verderben des dritten bedarf. Nur der Tugendhafte bleibt auch dann noch seinem Freunde getreu, wenn ihm dieser keine Vortheile mehr verschaffen und keine Hülfe mehr leisten, wenn er ihm für alle seine Gefälligkeiten und Dienste, nichts als ein Herz, das ihren Werth erkennet und fühlet, zurückgeben kann. Nur die Tugend kann endlich wahre, dauerhafte Hochachtung gegen meinen Freund in mir zeugen. Und was ist Freundschaft ohne Hochachtung? Das Werk des Eigensinns, der Laune, der Sinnlichkeit, des Eigennutzes, oder eines blinden, mechanischen Triebes, das eben so vielen Abwechslungen und Zufällen unterworfen ist, als der Grund, worauf es ruhet.

Soll die Freundschaft ferner einen wahren, einen großen Werth haben, so muß sie uneigennützig, edel und dabei unpartheiisch seyn. Wer meine Freundschaft nur deswegen suchet und pfleget, weil er gewisse vortheilhafte Absichten durch mich zu befördern und zu erreichen, oder gewisse Entwürfe der Ehrbegierde desto leichter auszuführen hoffet, wer nur in so weit und so lange mein Freund ist, als er seinen Nutzen und sein Vergnügen dabei findet; der entheiligt den ehrwürdigen Namen, worunter er seine niedrige

Selbstsucht verbirgt. Der wahre Freund denket mehr an das Wohl seines Freundes, als an sein eignes Wohl, und fühlet sich weit glücklicher, wenn er ihm geben, ihm helfen, für ihn arbeiten, für ihn leiden kann, als wenn er Hülfe und Wohlthaten von ihm empfängt. Er verehret und liebet den Geist, das Herz seines Freundes, das, was ihn zu einem verehrungs- und liebenswürdigen Menschen machet, und nicht seinen Stand, seinen Reichthum, sein Ansehen, seinen Einfluß auf andere, seine äußern Vorzüge. Bei dem allem ist er unpartheiisch. Er verkennt die größern Vorzüge der Verdienste anderer, mit denen er weniger genau verbunden ist, nicht; läßt ihnen völlige Gerechtigkeit widerfahren; erweiset ihnen, wenn sie es verdienen und bedürfen, noch mehr Achtung, noch mehr Ehrerbietung, noch mehr Hülfe, als dem Freunde seines Herzens; setzet sie nicht nur in Gedanken, sondern in der That über denselben hinauf, und befördert ihre Absichten und ihr Glück selbst zum scheinbaren Nachtheile seines Freundes, wenn es die Wahrheit und Gerechtigkeit und das gemeine Beste fordern.

Ja, soll die Freundschaft einen wahren, großen Werth haben; soll sie moralisch gut seyn, so darf sie drittens *weder mit der allgemeinen Menschenliebe, noch mit dem Besten der ganzen Gesellschaft, deren Glied ich bin, noch mit den besondern Verhältnissen streiten, in welche ich* gegen Bluts-

verwandte, Ehegatten, Hausgenossen, Mitbürger stehe. Nein, Freundesliebe darf eben so wenig als Vaterlandsliebe in Menschenhaß ausarten. Nie darf ich meinem Freunde meine Pflicht, nie ihm die Rechte des Unschuldigen, nie das gemeine Beste aufopfern; nie mich so ausschließungsweise an ihn hängen, und für ihn leben, daß ich darüber andern, die ebenfalls Ansprüche auf meine Achtung und meine Liebe haben, mein Wohlwollen, oder meinen Umgang und meine Dienste entziehe. Freundschaft, die sich auf Weisheit und auf Tugend gründet, kann und wird dieses nie fordern; ja sie würde sich beleidigt, entehret, geschändet finden, wenn solches geschähe. Je mehr Vergnügen hingegen edle Freunde ihrer Pflicht aufopfern; je würdiger ein jeder seine Stelle in der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft behauptet: desto fester wird das Band der Freundschaft zwischen ihnen geknüpft.

Den größten Werth giebt endlich der Freundschaft die wahre Herzensfrömmigkeit. Die verbindet den Freund mit seinem Freunde durch alles, was die Religion ehrwürdiges, heiliges, tröstliches hat. Die machet ihnen alles, woran dem Menschen am meisten gelegen ist, zur gemeinschaftlichen Angelegenheit. Die reiniget ihre Herzen von allen selbstsüchtigen niedrigen Trieben und Neigungen. Die verknüpfet sie als Mitanbeter Gottes, als Mitverehrer Jesu, als Miterben der zukünftigen Seligkeit, durch die engsten Bande des Glaubens und der Hoffnung mit einander. Die eröff=

net ihnen Aussichten in einen höhern Zustand, wo sie sich ewig lieben, und ewig mit vereinigten Kräften nach Vollkommenheiten streben werden. Und welcher Treue, welcher Aufopferungen muß sie dies nicht fähig machen! Welche große, erhabene Empfindungen ihnen wechselweise mittheilen! welchen Werth ihrer Freundschaft geben!

Ja, Freundschaft, die so beschaffen ist, die auf solchen Gründen beruhet, die hat einen großen, einen unschätzbar großen Werth! Laßt uns sehen, was ihr diesen Werth gebe, oder worinnen derselbe bestehe? Freundschaft ist erstens die innigste, seligste Vereinigung zwoer Seelen von einerlei edlen Denkungs- und Sinnesart. Alles in der Natur, M. A. Z., in der Geister- wie in der Körperwelt, strebet nach Vereinigung, nach immer genauerer und völligerer Vereinigung. So wie sich die Materie gegenseitig anzieht: so ziehen sich auch die Geister, so menschliche Seelen an; so strebet alles, sich dem zu nähern und mit dem zu vereinigen, was gleichartig mit ihm ist, oder zu seyn scheint. Dies ist der Grund der Liebe, dies der Grund der Freundschaft. Jene hat sinnlichere und gröbere; diese geistige und edlere Vereinigung zur Absicht. Je weiser und besser, je vollkommener die Freunde sind; desto vollkommener ist ihre Vereinigung. Wenn beide einen richtig und stark denkenden Verstand, ein viel umfassendes, gefühlvolles Herz; wenn beide weit ausgebreitete Kennt-

nisse, große, erhabene Gesinnungen, reine, edle Empfindungen, beide viel Thätigkeit im Guten haben: so sind auch zwischen Beiden gleichsam um so viel mehr Berührungspunkte, und eine so viel größere Gleichartigkeit, die sie einander immer näher bringt, und unauflöslicher verbindet. Sie sehen so viele Dinge von derselben Seite, aus demselben Gesichtspunkte, in derselben Verbindung an; sie denken und urtheilen über so viele wichtige Dinge eben dasselbe; sie werden bei so vielen Gelegenheiten von eben denselben Empfindungen durchdrungen; sie beschäftigen sich so oft und so gern mit eben denselben Dingen: daß ein jeder sich selbst in dem andern erblicket, sich selbst in dem andern fühlet, und beide so denken und wollen und empfinden und handeln, als ob sie nur Eins wären. Freundschaft ist in der That eine verdoppelte und vervielfältigte Art zu seyn und zu wirken, und Gutes zu genießen. Ein jeder existiret zugleich in dem andern, handelt und wirket durch den andern. Das Gute, was der eine thut, das haben beide gethan; die Freude, die der eine genießt, wird auch von dem andern genossen; das Verdienst des einen wird zugleich auf die Rechnung des andern geschrieben. Beide werden von demselben gemeinschaftlichen Interesse belebet und in die mannichfaltigste Thätigkeit gesetzt. Und wie sehr muß nicht dieses alles gleichgestimmte Seelen vereinigen; und wie selig muß nicht das Gefühl, der Genuß dieser Vereinigung seyn.

Die

Die wahre Freundschaft ist ferner die innigste Gemeinschaft aller Freuden und Leiden des Lebens; eine Gemeinschaft, die jene eben so sehr versüßet und erhöhet, als sie diese erleichtert. Keine Freude, die ganz in meinem Herzen verschlossen bleibt, die ich nicht mit irgend einem Wesen meiner Art theilen, die ich nicht mit ihm genießen kann, behält einen großen Werth; selbst die erhabenste, die göttlichste aller Freuden, die Andachtsfreude, würde nicht das seyn, was sie ist, wenn ich sie nicht im Gefühl der Gegenwart Gottes, und meiner Verbindung mit ihm genöße; und jedes, selbst das geringste Leiden kann drückend, kann unerträglich werden, wenn ich es ganz allein tragen muß, wenn keiner von allen, die mich umgeben, mit mir leidet, oder wenn mich nicht der Gedanke des Allgegenwärtigen dabei unterstützet. Aber welche Freude wird nicht dadurch erhöhet und vervielfältigt, welche Freude wird nicht oft dadurch zum Entzücken, daß ich sie dem Freunde meines Herzens mittheile, daß er sie eben so innig, eben so ganz fühlet, als ich sie selbst fühle, daß er mich auf jeden Umstand, jede Folge, jede Wirkung derselben, die ihren Werth vermehret, aufmerksam machet, und für mich und mit mir aus der Fülle meines Herzens Gott, dem Freudengeber dafür danket! Und welcher wahre, gute Gedanke, welche menschliche, edle Empfindung, welches rühmliche Vorhaben, welches nützliche Geschäft, welcher merkliche Fortgang in demselben, welcher

unschuldige Genuß der Natur, welcher Wachsthum in der Erkenntniß und der Tugend, welche Annäherung zum gemeinschaftlichen Ziele wird nicht Freunden dieser Art zur Quelle der Freude! Wie veredelt sich nicht alles in ihren Augen durch den gegenseitigen frohen Antheil, den sie daran nehmen, durch das gefühlvolle, von Liebe durchdrungene Herz, womit sie es genießen! — Und ihre Leiden, wie viel erträglicher, wie viel leichter, müssen ihnen die nicht werden, da sie nicht ihrer eigenen Heftigkeit und Wuth überlassen sind, da sie nicht in dem Innersten des Herzens verschlossen bleiben, und da um so viel tiefer verwunden und schmerzen, sondern sie einer in den Schooß des andern ausschüttet, einer dem andern alles, was ihn ängstiget und quälet, ohne Zurückhaltung anvertraut, und auch das nicht vor ihm verbirgt, was ihm vielleicht keine Gefahr, keine Folter zu entdecken vermochte! Nein, keiner leidet für sich allein; keiner trägt die Last, die ihn drücket, allein; jeder findet bei dem andern allen Trost, allen Rath, alle Hülfe, die er ihm nur immer zu geben und zu leisten vermag. Und welche Süßigkeiten weiß nicht die Freundschaft selbst über die bittersten Leiden des Freundes zu verbreiten! Mit welchem Lichte die Finsterniß, die ihn umgiebt, zu zerstreuen! Welchen Muth, welche Stärke seinem verzagten, ermatteten Herzen einzuflößen! Welchen kleinen Umstand, der ihn erquicken und erheitern kann, benutzet sie nicht! Mit welcher

sanften Hand verbindet sie nicht seine Wunden! Welche Aufmerksamkeit, welche Dienstleistung, welche Gefälligkeit, welche Nachsicht, welches Opfer ist ihr zu mühsam oder zu theuer! Und was erfreuet, was belohnet sie mehr, als wenn sie den leidenden Freund weniger leiden, ruhiger leiden, nicht mehr leiden sieht; wenn sie ihn gerettet, gestärket, erheitert, zufrieden in ihre Arme schließen, und an ihr Herz drücken kann!

Die wahre tugendhafte Freundschaft ist drittens gemeinschaftliches Fortstreben nach einem und eben demselben Ziele, Fortstreben nach immer höherer Vollkommenheit. Und wie sehr müssen sich nicht gutgesinnte, edel denkende Freunde dieses Fortstreben nach dem Ziele der Vollkommenheit erleichtern! Hand in Hand wandeln sie auf dem Pfade der Weisheit und Tugend, mit vereinigten Herzen, mit zusammengesetzten Kräften arbeiten sie an ihrer Besserung und Glückseligkeit. Einer erwecket und ermuntert den andern zum Fortgange, einer treibt den andern zum Fleiße, zur Beharrlichkeit; einer feuert den andern zu edlen, rühmlichen Thaten an. Jeder wachet über den andern, so wie über sich selbst; warnet ihn vor jeder Gefahr, erinnert ihn an jede Pflicht, unterstützt ihn bei jeder mühsamen, schweren Unternehmung, führet ihn von jedem Abwege oder Irrwege liebreich zurücke. Strauchelt oder fällt der eine, so richtet ihn der andere wieder auf; wird der eine in seinem Laufe verdrossen und müde,

so flößet ihm der Zuruf und das Beispiel des andern neuen Muth und neue Standhaftigkeit ein. Jeder findet in hundert Fällen bei dem andern die Einsichten, die Kräfte, die Fertigkeiten, die er bei sich selbst nicht findet. Nie entfernet und schwächet sie niedere Eifersucht; aber edle Nacheiferung beseelet sie stets, und läßt keinen von beiden zurückbleiben. Sie kämpfen gemeinschaftlich gegen jede unordentliche Leidenschaft, die sich in ihnen reget, gegen jeden Angriff des Neides und des Spottes, gegen allen schädlichen Einfluß herrschender böser Grundsätze und Gewohnheiten, gegen alle ängstlichen Sorgen und Bekümmernisse. Und wie sehr muß ihnen dieses nicht den Sieg über alle ihre Feinde erleichtern! Je mehr Hindernisse und Schwierigkeiten, je mehr Gefahren sie auf ihrem Wege antreffen, desto fester wird das Band, das sie verbindet, geknüpft; desto mehr wird ihre Treue geübt und bewähret; desto stärker ist das gegenseitige Gefühl der Freundschaft; und desto wirksamer ihre gemeinschaftliche Anstrengung, alle Hindernisse zu übersteigen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, mitten durch alle Gefahren nach dem Ziele zu eilen, und dasselbe mit innig verbundenen Händen und Herzen zu ergreifen. Die dringendste Noth, die augenscheinlichste Gefahr, die schwersten, kostbarsten Aufopferungen sind eben sowohl Nahrung als Probe der edlen Freundschaft; und je mehr der Freund für seinen Freund thun und wagen und aufopfern und leiden und erinnern kann,

desto seliger ist er im Gefühl seiner Freundschaft. Und welcher Thaten, welcher Unternehmungen sind Freunde dieser Art nicht fähig! Welcher Grad der Tugend, welche Vollkommenheit ist für sie unerreichbar!

Und welch einen Werth, welch einen unschätzbaren Werth muß nicht dieses alles der Freundschaft geben! Welches irdische Glück, welcher äußere Vorzug kann mit ihr verglichen werden? Nein, sie ist weit mehr werth, als Reichthum und Ehre und Hoheit und Macht, als aller Glanz irdischer Thronen. Mit ihr kann der Mensch dieses alles entbehren, und doch glücklich seyn; ohne sie kann jenes alles sein Herz nicht befriedigen, und seine Sehnsucht nach Glückseligkeit nicht stillen! — Selbst die Liebe muß der Freundschaft weichen. Sinnliche Liebe verzehret und zerstöret sich selbst durch den Genuß; und wenn sie sich nicht zur Freundschaft erhebt und in Freundschaft verwandelt, so zieht sie bald Sättigung, Überdruß, Ekel nach sich. Die Freuden der Freundschaft allein sind unerschöpflich, und ihr Genuß läßt das Verlangen darnach nie ermatten. Ist die Freundschaft weniger lebhaft und feurig als die Liebe, so ist sie um so viel reiner und dauerhafter. Sie hat Gegenstände, die einer immer zunehmenden, einer unaufhörlichen Vollkommenheit fähig sind; an welcher sich immer neue Schönheiten, neue Vorzüge, neue Blüthen und Früchte entdecken und genießen lassen. Sie

vereinigt nicht Blumen, die heute blühen und morgen verwelken; nicht hinfällige, beständig dem Staube und der Verwesung sich nähernde Körper: sondern Seelen, Geister, unsterbliche Wesen mit einander; Wesen, die sich immer weiter über den Staub erheben, und ihrem gemeinschaftlichen Urquell, dem Vater aller Geister, immer näher kommen. Wenn die Liebe gemeiniglich noch diesseits des Grabes erstirbt, so erstrecket sich die Freundschaft bis über das Grab, bis in die zukünftige bessere Welt hinaus, und der Tod giebt ihr neues Leben, versetzet sie auf einen neuen Schauplatz, wo ihr Genuß noch reiner, noch völliger ist, und sie sich durch noch edlere Bestrebungen und Thaten äußert.

So groß dabei der Werth der Freundschaft, M. A. Z., und so beneidenswerth der Mensch ist, der ihre Seligkeit genießt, so ist sie doch kein Vorrecht der Lieblinge des Glücks, kein Gut, auf welches nur Personen von höhern Ständen Anspruch machen könnten. Nein, die Freundschaft wohnet selten bei Reichen, noch seltener bei Großen und Mächtigen. Sie zieht die Hütte dem Pallaste, die einfache Lebensart des bescheidenen, und mit seinem Loose zufriedenen Mittelmannes der Pracht und Üppigkeit der Vornehmen; sehr oft zieht sie die Wohnung des Leidens dem Sitze der Freude vor. Menschen von niedrigen Klassen halten sich näher zusammen, fühlen ihre natürliche Gleichheit mehr, durchkreuzen

einander in ihren Absichten und Unternehmungen weniger, sind seltener Mitwerber um dieselben Vorzüge, sind weniger zerstreuet und betäubet, und verlieren einander nicht so oft unter der Menge fremder Gegenstände aus dem Gesichte: und der Leidende bedarf eines Mitleidenden, in dessen Herz er seinen Kummer ausschütte, dessen Gegenwart und Theilnehmung ihn tröste und erheitere, und in dessen Umgange er seinen Verlust und seine Leiden vergesse. So hält sehr oft die Freundschaft dem tiefsten Elende das Gegengewicht und der Mangel derselben benimmt dem glänzendsten Wohlstande einen großen Theil seines Werths.

Lauter Betrachtungen, M. A. Z., die uns nicht daran zweifeln lassen, daß die Freundschaft ein sehr begehrungswürdiges, daß sie eines der kostbarsten, edelsten Güter des Lebens sey. Wohl dem, der dieses seltene Glück besitzt, der seinen ganzen Werth zu schätzen, und seine ganze Seligkeit zu empfinden weiß! Ihm kann es nie an Beruhigung, an Trost, an Freude, an Glückseligkeit fehlen. Ihm muß der Pfad seines Lebens weit ebener und heiterer und angenehmer seyn, als dem Unglücklichen, der ihn ohne Begleiter, ohne Freund durchwandern, seine Annehmlichkeiten für sich allein bemerken und genießen, und seine Beschwerden ohne Hülfe und Unterstützung tragen muß.

Willst du mein christlicher Bruder, das Glück der Freundschaft aus Erfahrung kennen, so sey

behutsam in der Wahl deines Freundes. Laß dich Weisheit und Tugend dabei leiten. Laß nicht äußere Reize, nicht freundliche lächelnde Mienen, nicht schmeichelnde Reden, nicht zuvorkommende Gefälligkeit, nicht den ersten Eindruck des Wohlgefallens, nicht jede Ähnlichkeit des Sinnes oder des Geschmackes dich täuschen. Gieb dein Herz ja nicht leichtsinniger Weise jedem, der Ansprüche darauf machet, oder der itzt Vergnügungen und Lust gewähret, dahin. Vertraue dich keinem Unbesonnenen, keinem Spötter, keinem Witzlinge, keinem Verächter der Religion und der strengen Sittsamkeit an. Verbinde dich mit niemanden, dem die Bande des ehelichen, des häuslichen, des gesellschaftlichen Lebens, und die noch ehrwürdigeren Bande, die das Geschöpf mit dem Schöpfer verbinden, nicht heilig sind. Ziehe bei deiner Wahl Verstand und Rechtschaffenheit allem Glanze des Reichthums und des Standes, Offenheit und Redlichkeit des Herzens dem feinsten, unterhaltendsten Witze; ziehe selbst den strengsten Tadler dem gefälligsten Schmeichler vor. Wähle den Wahrheitsfreund, den Tugendfreund, den Menschenfreund, den Freund Gottes zu deinem Freunde. Entbehre lieber des Glückes der Freundschaft um so viel länger, als daß du dich der Gefahr bloß setzen solltest, da Kummer und Elend zu finden, wo du die reinste menschliche Glückseligkeit suchtest.

Willst du ferner das Glück der Freundschaft genießen, und es auf eine vernünftige, dauerhafte

Art genießen, so mache dir keine übertriebene, keine romanhafte Begriffe von dem, was Freundschaft ist. Täusche dich nicht mit dem Bilde eines Freundes, der nirgends existiret, oder der, wenn er so existirte, ein unbrauchbares und schädliches Glied der Gesellschaft wäre. Sey billig in deinen Forderungen an deinen Freund. Verlange keine übermenschliche Vollkommenheit, keine Fehlerlosigkeit von ihm. Vergiß nie, daß er ein Mensch, ein schwaches, eingeschränktes Geschöpf ist, das so wie du irren und fehlen kann und muß und wird, so lange er Mensch ist. Vergiß nie, daß er Vater, Gatte, Bruder, Bürger, Haupt oder Glied irgend einer kleinern oder größern Gesellschaft ist, und mit tausend anderen Menschen in mancherlei Verbindungen steht. Verlange also nicht von ihm, daß er dich immer ganz richtig beurtheile, daß er dir immer den besten Rath gebe, daß sein Angesicht immer gleich heiter, sein Betragen immer gleich einnehmend und reizend, sein Herz immer gleich empfindsam und offen, seine Theilnehmung an allem, was dich betrifft, immer gleich groß und gleich warm sey. Verlange nicht von ihm, daß er blos für dich lebe, blos mit dir umgehe; noch weniger, daß er um deinetwillen sein Gewissen verletze, seine Pflicht versäume, oder dir das Beste derjenigen, deren Versorger und Beschützer er ist, aufopfere. Nein, gegenseitige Treue und Rechtschaffenheit in der Erfüllung seiner Pflichten ist,

so wie gegenseitige Nachsicht und Geduld, das festeste Band der Freundschaft.

Willst du drittens dieses Glück ganz und lange genießen, so behandle deinen Freund mit Vorsichtigkeit. Die Blume der Freundschaft will mit zarter Hand gepfleget und gewartet seyn; sie hat Nahrung und Erquickung vonnöthen, wenn sie nicht welken oder gar verwelken soll. Schone also der unschuldigen, aber dir vielleicht beschwerlichen, Schwachheiten deines Freundes. Lege ihm keine Bürden auf die ihn drücken könnten. Gieb ihm eben so gern und noch lieber, als du von ihm empfängst. Setze ihn nie auf Proben, die Mißtrauen verrathen oder Verdacht erwecken könnten. Dringe ihm deine Dienste und Gefälligkeiten nie auf; und zwing ihm kein Geheimniß ab, womit er dich nicht belasten will. Hüte dich, ihm jede Miene, jedes Wort, jede kleine Handlung, die vielleicht nicht freundschaftlich genug sind, zum Verbrechen der beleidigten Freundschaft anzurechnen, wenn du einmal seines Herzens gewiß bist. Laß die Gewalt, die du über ihn hast, ja nicht in Herrschsucht und Strenge; und die Freiheit und Vertraulichkeit, die zwischen dir und ihm statt findet, ja nicht in gänzliche Hintansetzung alles Wohlstandes und aller Bescheidenheit ausarten.

Willst du endlich das Glück der Freundschaft genießen und seinen ganzen Werth aus Erfahrung kennen lernen, so sey eifrig und genau in der Erfüllung aller Pflichten, die du

deinem Freunde schuldig bist. Verliere seine Bedürfnisse, seine Angelegenheiten, seine Absichten, seine Verbindungen nie ganz aus dem Gesichte; laß dir nichts von dem, was ihn betrifft, fremde, aber alles immer wichtiger und theurer werden. Komm ihm, so oft du nur kannst, mit dem zuvor, was er von deiner Freundschaft erwarten oder verlangen könnte; und laß dich Heiterkeit und Freude bei alle dem begleiten und beleben, was du für ihn thust. Danke ihm für die Gefälligkeiten und Dienste, die er von dir annimmt, eben sowohl, als für diejenigen, die er dir leistet. Sey vornehmlich sorgfältig und treu in den wichtigsten, edelsten Erweisungen der tugendhaften Freundschaft. Erinnere ihn, warne ihn, ermuntere ihn, treib ihn zu allem, was schön und gut ist, an; und laß dich die Furcht, seine Achtung und Liebe dadurch zu verlieren, nie davon abhalten. Freundschaft, die bei dieser Probe nicht besteht, die durch dieselben nicht noch fester geknüpft wird, verdienet diesen ehrwürdigen Namen nicht, verdienet nicht, daß du sie als das größte Gut des Lebens, mit aller möglichen Sorgfalt unterhaltest. Freilich darfst du dich durch die ersten vergeblichen Versuche nicht abschrecken lassen. Freilich mußt du deinen Erinnerungen, deinen Warnungen, deinen Bestrafungen, durch alles, was die Freundschaft überredendes und überwältigendes hat, Eingang und Gehör zu verschaffen suchen. Freilich mußt du den Unwillen deines sonst

edeln Freundes oft ertragen, und mit ungeschwächter Liebe ertragen. Aber wenn er sich schlechterdings nicht erinnern, nicht warnen, nicht strafen läßt, wenn er blos geschmeichelt seyn will, so laß die Bande, die dich mit ihm verbinden, sich immerhin auflösen. Sie waren nicht von der Weisheit und Tugend geknüpft, und könnten dir leicht zu Fallstricken werden. — Wenn du aber jenes mit Recht von deinem Freunde verlangest, so nimm dann auch auf der andern Seite die Erinnerungen, die Zurechtweisungen, selbst die Bestrafungen deines Freundes mit willigem, dankbaren Herzen an. Verehre und liebe ihn um so viel inniger, um so viel seltnere Proben er dir dadurch von seiner Achtung und Liebe giebt; und eile so mit ihm dem Ziele der menschlichen Vollkommenheit entgegen, zu welchem uns jede Tugend, jede Art von Glückseligkeit, und also auch die Freundschaft führen soll! Amen.

Zollikofer.

9) Betrachtungen über den gestirnten Himmel.

Alles in der Natur ist lehrreich, das Leblose wie das Lebendige, das Kleine wie das Große, die Theile wie das Ganze. Alles verkündigt uns die Größe Gottes; alles erinnert uns an unsre Bestimmung und an unsre Pflichten. Alles ist Stimme unsers Vaters im Himmel, der uns, uns seine Kinder gleichsam an der Hand führt, uns seine Werke zeiget, und dadurch zum Nachdenken erwecket und zur Weisheit und Glückseligkeit leitet. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch ist ein Herold seiner Weisheit, seiner Macht und Güte; ein Wegweiser zu dem, der Alles erschaffen hat und Alles erhält und regiert, und in welchem wir alle sind und leben und wirken. Ja, alles, was uns umgiebt, ist Lehre, Erinnerung, Warnung, Ermunterung, Trost für den, der Augen zu sehen, Ohren zu hören, und ein Herz zu empfinden hat.

Inzwischen ist wohl unter Allem, was wir sehen können, nichts, was den Geist mehr erhebt und ihn auf einmal mit mehrern und größern Gedanken und Empfindungen — soll ich sagen bestürmt oder durchströmt? als der Anblick des gestirnten Himmels. Wer da ungerührt und unempfindlich bleibt, da nicht die Stimme des

Schöpfers und des Vaters der Natur vernimmt, da nicht die Spuren der höchsten Macht und Weisheit entdeckt, und sich in der Bewunderung derselben nicht verliert; der steht noch auf der untersten Stufe der Menschheit, nicht weit über die Thiere des Feldes erhoben.

Höre denn die Stimme des gestirnten Himmels, o Mensch! Er rufet dir zu: Bete Gottes Größe und Herrlichkeit an. Und wie könntest du ihn, den Ewigen, den Unendlichen, den Allmächtigen, den Höchstweisen, den Allgütigen, in diesen seinen Werken verkennen! Welche Werke! Wer kann ihre Menge, ihr zahlloses Heer übersehen; wer ihre Größe und Entfernung ausmessen; wer ihre Ordnung, ihre Verbindung, ihre Bewegung, ihren wohlthätigen Einfluß in die Glückseligkeit aller lebendigen und empfindenden Wesen beschreiben? Wo ist hier Anfang, wo Mittelpunkt, wo Ende! Der Himmel umgiebt dich ganz, o Mensch! Von jeder Seite des Erdballes, den du bewohnst, vom Anfange und vom Niedergange, von dem Mittage und der Mitternacht, zeiget sich dir ein neues unzählbares Heer von Sternen, von Sonnen, von Welten. Schon mit deinem Auge erblickst du ihrer mehr, als du zählen kannst; von allen Seiten drängen sich von den entferntesten Gegenden des unermeßlichen Ganzen, Lichtstrahlen in dein Auge; und wenn du dasselbe mit den Werkzeugen der Kunst bewaffnest, so siehst du da Millionen leuchtender Körper, wo du nur erst

einen blassen Schimmer erblicktest. — Und wenn du dich mit deinem Geiste von einem zum andern erhebst, und von da aus den gestirnten Himmel betrachtest, wann wirst du aufhören, neue Schauplätze von Wundern zu entdecken? wo die Grenzen der Werke des Unendlichen finden? Vielleicht haben Millionen von diesen leuchtenden Körpern, deren Lichtstrahlen von Anfang der Schöpfung her mit unbegreiflicher Geschwindigkeit nach deinem Auge hinströmen, den Weg zu demselben in Jahrtausenden noch nicht ganz zurück gelegt! Und nun denke an die noch weit zahllosern dunklen Körper, um derentwillen diese Quellen des Lichtes und des Lebens da sind, und die du, sehr wenige ausgenommen, weder mit bloßen, noch mit bewaffnetem Auge auszuspähen vermagst. Denn für dich sind jene entfernten Welten gewiß nicht da, o Mensch; dieser Gedanke würde unverzeihlicher Stolz seyn. So wie deine Sonne deinen Erdball mit allen seinen Bewohnern erleuchtet, erwärmt, belebet, und Kraft und Freude in alle empfindende Wesen ausgießt, so thun es jene unzählbaren Heere von Sonnen in Absicht auf die Welten, die ihnen der Schöpfer zugeordnet hat. In dem Reiche des Gottes, der die Weisheit und die Liebe selbst ist, da kann nirgends Pracht ohne Nutzen, Mittel ohne Absicht, Ursache ohne Wirkung seyn; da kann nicht empfindungslose, freudenleere Todesstille, da müssen allenthalben Kraft und Thätigkeit, Leben und Seligkeit herrschen. Ja die

ganze, unermeßliche Schöpfung Gottes ist mit Myriaden von Myriaden lebendiger, empfindender, denkender, seligkeitsfähiger Wesen angefüllt, die alle ihren Schöpfer preisen und sich in dem Genusse seiner Wohlthaten freuen. Jede Sonne hat ihren größern oder kleinern Wirkungskreis; ihre nähern und entfernten Weltkörper, jeder Weltkörper seine ihm eigenen Bewohner, die aus der ihnen geöffneten Lichtquelle Licht und Leben und Freude die Fülle schöpfen.

Und wenn du nun, o Mensch, dieses ganze ins Unendliche sich erstreckende System von Sonnen und Welten in deinen Gedanken zu umfassen dich bestrebst, und dich dann zu dem, der sie alle schuf, und alle erhält, mit deinem Geiste erhebest; wie undenkbar groß muß nicht Er, der Schöpfer und Vater aller Welten, der Urquell aller Kraft und aller Bewegung, die erste ewige Ursache aller Dinge seyn! O wirf dich vor ihm in den Staub hin, bete ihn, den Unbegreiflichen, den Unerforschbaren in tiefster Ehrfurcht an! Ihn, von dem und durch den und in dem alles ist, was ist und seyn wird in Ewigkeit! Ihn, den Allmächtigen, der alle diese Sonnen und Welten, deren Größe, Entfernung und Schwere alle deine Begriffe von Maaß und Raum und Gewicht so weit übertreffen, seyn hieß, sie alle in seiner Hand hält; alles trägt und belebt; und durch sie in allen Theilen seines Reichs alles wirket, was er will! Bete ihn an, den Höchstweisen, der sie alle so nebeneinander

geordnet, so von einander entfernet, so mit einander verbunden, so gegen einander abgewogen, so ihre Bewegung und ihren Lauf festgesetzt hat, daß alles zu demselben Endzwecke übereinstimmt, alles gemeinschaftlich wirket, alles unveränderlich in seinem Wirkungskreis bleibt, alles sich nähert und nichts sich berührt, keine noch so gewaltige Bewegung die andere stört, kein noch so schneller Lauf eines Weltkörpers den andern in seinem Laufe aufhält, oder von der ihm vorgeschriebenen Bahn mit sich fortreißt. Bete ihn an, den Allmächtigen, den Gott der Liebe, der so viel, so unendlich viel Leben und Freude und Seligkeit außer sich hervorgebracht hat, stets mit mehr als väterlichem Wohlwollen auf seine ganze, grenzenlose Schöpfung herabsieht, und sie in jedem Augenblick mit neuen Ausflüssen seiner alles belebenden und alles beseligenden Gotteskraft durchströmt! Ja, werde ganz Andacht, ganz Anbetung, o Mensch! wenn du diesen Schauplatz der Wunder deines Gottes betrachtest! Fühle seine unendliche, seine unerforschliche Größe, verliere dich selbst in der Bewunderung seiner Herrlichkeit! Laß Dank und Preis und Lob aus deiner gedrängten Brust zu dem Gotte des Himmels emporsteigen, und sey selig in diesem würdigsten aller Geschäfte!

Fühle aber auch dein Nichts und lerne Demuth. Auch dieses rufet dir die Betrachtung des gestirnten Himmels zu. Wandelt dich je die thörichtste aller menschlichen Leidenschaften, der eitle

Stolz an, o Mensch; verleitet er dich je, deine Schwachheit zu vergessen, oder dich über deine Brüder zu erheben, dann, ja dann betrachte diesen Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit. Sieh mit mir in die Höhe und antworte mir, ich will dich fragen. Kannst du sie alle mit Namen nennen? Kennst du die Kraft die sie hebt und trägt, die ihnen ihren Lauf vorgeschrieben, ihren Standpunkt angewiesen hat, die sie aufgehen und niedergehen heißt? Kennst du ihre Gestalt, ihren Bau, ihre innere Beschaffenheit; die Millionen Welten, die sich um jene Millionen funkelnder Sonnen herumwälzen, und die unzählbaren Geschöpfe, die diese Welten bewohnen? Weißt du, wann eine jede von diesen Sonnen, von diesen Welten entstanden ist, wie lange eine jede in ihrem Kreise fortlaufen, wie lange sie leuchten und wann sie ihren Schein verlieren, ihr Ende erreichen soll? Kannst du der Macht dessen, der dieses Heer hervorruft und ordnet und leitet, Grenzen setzen? Kannst du aus deiner finstern Behausung die ganze unermeßliche Lichtwelt übersehen? Würdest du nicht in jeder noch so ungeheuer großen Entfernung neue Himmel, neue Sonnen, neue Welten erblicken, so wie diejenigen, die du jetzt siehst, unter deinem Fuße verschwänden? Und wenn du dies erkennest und fühlest, deine Unwissenheit und die Größe Gottes fühlest, einige weitreichende Blicke in die Höhe und in die Tiefe, in den grenzenlosen Umfang der Schöpfung wirfst;

dann sieh auf deine Wohnung, sieh auf dich selbst herab, und vergleiche die Erde mit dem Himmel, das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, und dich mit allem dem, was außer dir ist! Was ist nun der Erdball, den du bewohnest, gegen dieses unermeßliche All? Ist er mehr als ein Tropfen, der am Eimer hängt, mehr als ein Stäubchen das an der Wage klebt? Und du, was bist du gegen den Erdball, den du bewohnest? Zähle, wenn du kannst, die Menschengeschlechter, die nach dir entstehen werden, und deren Staub sich dereinst mit dem deinigen vermischen wird! Zähle alle Thiere, die jetzt auf dem Erdboden wimmeln, alle Menschen, die auf demselben leben und weben! Halte diese Heere von Erdbewohnern gegen die unendlich viel zahlreichern Heere der übrigen Bewohner der Welt; und sage dann, machest du wohl einen großen, einen beträchtlichen Theil des Ganzen aus? Wie weit erstreckt sich denn dein Wirkungskreis? Wie viel Spannen umfassest du mit deiner Macht? Was thust du Großes, wenn du auch ein Eroberer wärest? Du durchwühlest einen Maulwurfshaufen, oder vermehrest die Hand voll Erde, die du dein Reich nennest, mit einer zweiten. Und wie viel Staub wirst du dereinst mit deinem Staube bedecken? Wie lange wird der Sandhügel stehen, der ihn verschließt? O Mensch, mußt du nicht dich selbst unter der Menge von den Geschöpfen dieses Erdbodens verlieren? Und der ganze Erdboden, verliert sich der nicht in dei-

nen Gedanken unter der noch größern Menge von Welten, die ihn umgeben? Und du könntest noch stolz seyn, dir noch auf deine Wissenschaft, deine Herrschaft, deinen Reichthum etwas einbilden, dich noch für das wichtigste unter allen Geschöpfen halten, noch glauben, daß alles um deinetwillen da sey, alles nach deinem Wunsche sich richten, alles dir dienen müsse! Du solltest noch denken, daß dir der Schöpfer Unrecht thue, wenn er nicht bloß für dich, sondern auch für Andere sorget; noch denken, daß dich deine Mitgeschöpfe, die Würmer, die neben dir kriechen, beleidigen, wenn sie dich nicht für besser halten, wenn sie deine Oberherrschaft nicht erkennen, dir nicht blindlings gehorchen wollen! O kannst du hier, kannst du bei dem Anblicke des gestirnten Himmels noch stolz seyn, so hast du das einzige, was dich wirklich adelt, du hast deinen Verstand verloren!

Doch, meine Absicht ist nicht, dich durch diese Betrachtungen niederzuschlagen, o Mensch, oder dich kleinmüthig zu machen. Du sollst nicht stolz, aber auch nicht niedrig denken; dich nicht für mehr, aber auch nicht für weniger halten, als du in der That bist. Wenn dir der gestirnte Himmel zuruft: Fühle dein Nichts, und lerne Demuth; so ruft er dir auch drittens zu: Fühle deine Würde, und lerne derselben gemäß denken. Freilich mußt du dich selbst unter der zahllosen Menge von Geschöpfen und Welten, die dich umringen, gleichsam verlieren. Freilich muß dir

der Raum, den du unter denselben einnimmst, unendlich klein, die Stelle, die du unter denselben bekleidest, vergleichungsweise sehr unbeträchtlich, und alle irdische Herrlichkeit, alle Pracht deiner Wohnungen, deiner Kleidung, deiner Kunstwerke als kindisches Spielwerk vorkommen. Freilich sagt dir jeder Blick, den du auf das unermeßliche Weltgebäude richtest, jeder Versuch, womit du die Größe, die Ordnung, die Verbindung desselben dir vorzustellen dich bestrebest, und die sich allenthalben aufthürmenden Schwierigkeiten und unergründlichen Tiefen, die dich bei jedem Schritte deiner Untersuchungen aufhalten, die sagen dir, wie unwissend, wie schwach, wie eingeschränkt du bist; die lassen dich nicht daran zweifeln, daß du nur einige wenige, zerstreute Züge, einzelne, abgebrochene Sylben im Buche der Natur, das dir der Unendliche vorhält, lesen kannst; und daß es verständige, erschaffene Wesen außer dir geben muß, die dich an Erkenntniß und Einsicht und Kraft eben so weit und noch viel weiter übertreffen, als du, wenn du am Ziele deiner irdischen Laufbahn stehest, das neugeborne Menschenkind übertriffst. — — Aber schon dieses Gefühl deiner Unwissenheit und deiner Schranken, o Mensch, schon dieser unersättliche Durst nach Licht und Erkenntniß, dieses unablässige Streben nach Erweiterung deines Wirkungskreises, schon diese Vergleichung, die du zwischen dir und höhern Wesen anstellen kannst; selbst die Fehltritte, die du auf

dem Wege der Untersuchung begehst, selbst die unglücklichen Versuche, das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, die Zeit mit der Ewigkeit, die Schöpfung mit dem Schöpfer zu verbinden: die sagen dir, daß du nicht ganz Staub bist; daß eine geistige thätige Kraft in dir ist, die dich weit über den Staub erhebt, und die noch nicht alles ist und wirket, was sie seyn und wirken kann. —

Ja, fühle bei all deiner Niedrigkeit, bei allen deinen Einschränkungen deine Würde. Du, nur du unter allen Bewohnern des Erdbodens, kannst deine Augen dem Staube, auf dem du wandelst, entziehen, und sie in die Höhe richten, und da zahllose Heere von Sonnen und Welten erblicken. Dich, nur dich, unter allen Bewohnern des Erdbodens, rühret und entzücket dieses herrliche, göttliche Schauspiel. Dich durchströmen bei diesem Anblicke Gedanken und Empfindungen, die deine ganze Seele erweitern, deinen ganzen Geist in Thätigkeit setzen, und die doch viel zu groß, viel zu zahlreich sind, als daß du sie alle umfassen, oder ganz durchdenken könntest!

Und wenn du dich dann daran erinnerst, daß der Mensch, dein Bruder, so schwach und eingeschränkt er immer seyn mag, die Größe, die Schwere, die Entfernung, das Verhältniß einiger dieser Sonnen und Welten gegeneinander — freilich nicht ausrechnet — aber doch berechnet; ihre Bewegung und ihren Kreislauf ausmißt; daß er auf Jahrtausende hinaus die Stelle, die sie in

dem unermeßlichen Raume einnehmen, die Verbindungen, in welchen sie gegeneinander stehen, die Gesetze, nach welchen sie sich bewegen und wirken werden, mit Zuverlässigkeit zu bestimmen vermag; daß er durch seine künstlichen Werkzeuge Lichtstrahlen von so entfernten und ihm sonst ganz verborgenen Weltkörpern nach seinem Auge zu leiten und denselben sichtbar zu machen weiß; und daß er sich denn mit seinen Gedanken, noch geschwinder als der Lichtstrahl über alles, was er sieht, emporschwingen, und dieses alles so unermeßlich es ist, als einen unmerklich kleinen Theil des Ganzen, als den ersten Vorhof des Himmels denken kann: mußt du da nicht ausrufen: Herr, was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst, daß du ihn, den Bewohner des Staubes, mit solchen Fähigkeiten begabt, daß du ihm mitten aus der Dunkelheit, die ihn umgiebt, so viel zu sehen und sich mit seinem Geiste so weit zu erheben vergönnt hast?

Und wenn du denn von den Geschöpfen zum Schöpfer hinaufsteigst, dir der Gedanke recht lebhaft wird: der Gott, der alle diese Sonnen und Welten erschaffen hat, sie und alle ihre Bewohner trägt und erhält, belebt und erfreut, der ist auch mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter; der kennet, liebet auch mich; der will auch meine Glückseligkeit! Ich weiß, ich fühle es, daß er ist, daß er mir nahe, daß er alles in allen ist! Vor ihm ist nichts klein, nichts groß; sein Blick über-

schaut alles, seine Kraft beseelt alles, seine Güte erfüllet Himmel und Erde! Und diesen Gott kann ich denken, mit diesem Gotte Gemeinschaft haben, dieses Gottes mich freuen! Wenn dir dieser Gedanke lebhaft wird, o Mensch, welch Wonnegefühl muß da nicht dein Innerstes durchströmen! Kannst du da noch deine Würde verkennen? da noch niedrig und kriechend von dir selbst und deiner Bestimmung denken? kannst du dich da noch enthalten, dich jedes unedlen, kindischen Bestrebens zu schämen und dich zur würdigen Anwendung deiner Kräfte zu erwecken?

Wie? du solltest alle deine Begierden, Absichten, Bemühungen in den engern Kreis thierischer, sinnlicher Beschäftigungen und Vergnügungen einschränken? Solltest die Güter dieser Erde für deine ganze Glückseligkeit halten? Solltest nach dem glänzenden Staube, der unter deinen Füßen ist, geizen, an diesem Staube kleben, deine Kräfte und deine Zeit blos damit verschwenden Staub auf Staub zu häufen, und dann das Maß dieses mühsam zusammengerafften Staubes zu überrechnen? Solltest das deiner Ehrbegier zum Ziele setzen, auf dem Sandkorn, das du jetzt mit deinen Brüdern bewohnest, eine etwas höhere Stelle vor ihnen zu erstreben, und dann mit Verachtung auf sie herabzusehen? Sind dies wohl Bestrebungen, die eines Geschöpfes würdig sind, das seine Augen gen Himmel richten, sich mit seinem Geiste über Millionen Sonnen und Welten hinaufschwingen

und bis zum Schöpfer derselben hindurch dringen kann.

Nein, du bist zu höhern Dingen geschaffen, o Mensch! Ahne, auch dieses ruft dir die Betrachtung des gestirnten Himmels zu, ahne deine künftige Vollkommenheit und Glückseligkeit, freue dich derselben zum Voraus, und mache dich ihrer immer fähiger. Siehe, jetzt begleitest du eine niedrige Stufe auf der Leiter der Dinge. Aber die Begierde, die Fähigkeit, das Streben, höher zu steigen, die fühlest du in deiner Brust, und die kann dir der Schöpfer nicht umsonst gegeben haben. Warum würde er diesen Schauplatz von Wundern vor dir verbreiten, warum dich bei dem Anblicke derselben über alles, was irdisch und vergänglich ist, über dich selbst, zu sich erheben, und Wünsche in dir entflammen lassen, die nichts von allem, was hienieden ist, befriedigen kann? — Nein, Er, der Wahrhaftige, der Allgütige, kann und wird dich nicht täuschen, dich keine Vollkommenheit, keine Seligkeit ahnen lassen, die er dir nie zu geben beschlossen hätte! Nein, du kannst, du sollst von einer Stufe der Vollkommenheit und Seligkeit zur andern fortgehen, kannst und sollst immer weiser, immer besser, immer glückseliger werden! Das ist der Wille deines Schöpfers und Vaters im Himmel! Das rufet dir das ganze unzählbare Heer seiner Sonnen und Welten zu! Siehe, hier in seinem unermeßlichen Reiche sind Quellen des Lichts und

der Erkenntniß, die nie versiegen, aus welchen man von Ewigkeit zu Ewigkeit schöpfen, und die kein erschaffener Geist jemals erschöpfen kann! Hier ist Stoff zum ewigen Denken, zu unaufhörlichen Entdeckungen, zu stets neuen Empfindungen der erhabensten Andachtsfreude! Hier sind zahlreiche Gesellschaften edlerer Verehrer Gottes, denen wir uns nähern, mit denen wir uns vereinigen, in deren Vereinigung und Umgange wir höhere, unnennbare Wonne und Seligkeit schmecken können! Hier sind unendliche Mittel und Gelegenheiten und Antriebe, unsre Kräfte zu üben, sie ganz zu entwickeln, unsern Wirkungskreis zu erweitern, und alles zu seyn und zu werden, was wir jetzt nicht seyn und werden können.

Hier zeigt sich jedes Vergnügen, das uns jetzt die Betrachtung der Natur, die Äußerung unserer Kräfte, das Wohlthun, die Gottesliebe und die Menschenliebe gewähren, in tausendfachen herrlichen Gestalten. Hier sind Wohnplätze der innigsten, wirksamsten Liebe, der reinsten, göttlichsten Freude. Ja, hier können wir von einer Ewigkeit zur andern leben und wirken, immer höher steigen, immer mehr Wahrheit erkennen, mehr Gutes thun und genießen, der Gottheit immer näher kommen, und in ihrer Gemeinschaft immer seliger werden! Keine Erwartungen können hier zu groß, keine Hoffnungen zu kühn seyn! Die Unendlichkeit Gottes, und die Unermeßlichkeit seiner Welt, was öffnen uns die nicht für Aussichten in die entfernteste Zukunft! —

Zollikofer.

10) Predigt auf den zweiten Pfingsttag.

Was wir zu thun haben, wenn der Einfluß des Glaubens an ewige Fortdauer, auf unsre Tugend auch bei uns wirksam werden soll.

Evangelium: III, 16 — 21.

Wenn man in Erwägung zieht, meine Zuhörer, daß Glaube an ewige Fortdauer in dem Herzen aller derer wirksam seyn soll, welche Bekenner Jesu seyn wollen; wenn man überlegt, daß sie sich als Geschöpfe betrachten, die für eine bessere Welt bestimmt sind, als Geschöpfe, die hier blos ihre erste Bildung erhalten, und durch die gewissenhafteste Anwendung ihrer Zeit und ihrer Kräfte fähig werden sollen, einen höheren Schauplatz zu betreten, wichtigere Geschäfte zu übernehmen, und erhabenere Seligkeiten zu genießen; wenn man bedenkt, daß dies die Erwartungen sind, die den Geist der Christen beleben und erfüllen; so sollte man meinen, wenn wahre Tugend auch nirgends auf Erden anzutreffen seyn sollte, so müßte sie doch ganz gewiß unter den Christen ihren Sitz haben. Die Tugend unter dem Einflusse des Glaubens an ewige Fortdauer gewinnt durch diesen Einfluß an Kraft; denn wir betrachten dann jede Vergehung und jede gute That als eine Veränderung von unendlichen Fol-

gen. Sie gewinnt durch denselben an Reinheit; denn er erweckt uns zum Gefühl unsrer Würde, und läßt uns nicht blos mit dem äußern Scheine zufrieden seyn. Sie gewinnt durch ihn ferner an Entschlossenheit; denn von ihm gestärkt, läßt sie sich weder durch das Glück des Lasterhaften, noch durch den Mangel an Erfolg bei ihren Bemühungen furchtsam machen. Sie gewinnt endlich durch diesen Einfluß auch an Hoheit; denn sie wird durch denselben fähig, ihrer Pflicht alles aufzuopfern, und dem nachzueifern, der das größte Opfer dieser Art gebracht hat. Wenn also die ganze Welt der Tugend untreu wird, wenn Niemand Muth genug mehr hat, sie zu lieben und auszuüben; so müssen, wie es scheint, die Christen bei solchen Aussichten und Erwartungen die Freunde, die treuesten Anhänger und Vertheidiger derselben seyn.

Aber wenn man sich nun umsieht unter uns, meine Zuhörer, die wir insgesammt Christen sind, wenn man nach den Beweisen des Eifers forscht, den der Glaube an ewige Fortdauer für die Tugend in uns entflammt haben sollte; wo soll man die Wirkungen dieses Einflusses finden? was wollen wir anführen, worauf wollen wir uns berufen, um darzuthun, daß wir unsrer großen Bestimmung eingedenk sind, daß wir uns als Menschen betragen, die einst die Bewohner einer bessern Welt seyn werden? Die Bewohner einer bessern Welt! Gott, welche Würde! und an uns wäre sie sichtbar diese Würde? An uns, die wir uns

im Taumel sinnlicher Freuden so oft vergessen; die wir im Genusse der Güter schwelgen, welche der Erdboden uns darbietet; die wir an ihn, und an alles, was er hat, so mit ganzer Seele uns hängen, als ob wir hier ewig bleiben sollten? uns leichtsinnigen, zerstreuten, ganz der Erde lebenden Menschen sollte man es ansehen, daß wir den Glauben haben, einst Bürger des Himmels zu werden.

Lasset uns eingestehen, der Glaube an ewige Fortdauer hat auf unsre Tugend den wirksamen Einfluß nicht, den er haben sollte. Dieser Glaube war es, was die besten Menschen aller Zeiten fähig gemacht hat, der Tugend alles aufzuopfern, und mit einer Größe zu handeln, welche die Bewunderung der Welt wurde. Dieser Glaube war es, der insonderheit unsern Brüdern im christlichen Alterthum den hohen Sinn, und den feurigen Eifer gab, mit welchem sie die Wahrheit wirkten, lebten, litten und bluteten. Und bei uns, bei uns wirkt er so wenig; wir sind verlegen, wenn wir die Spuren seines Einflusses nachweisen sollen! Muß die Schuld hievon nicht an uns liegen? Muß es nicht der Mühe werth seyn, noch besonders zu untersuchen, was wir zu thun haben, wenn der Einfluß des Glaubens an ewige Fortdauer auf unsre Tugend auch bei uns wirksam werden soll? Mitberufne zur Unsterblichkeit, nach wenig Jahren, vielleicht nach wenig Monaten und Tagen werdet ihr hinüber-

treten in eine Welt, wo Vergeltung, Vergeltung nach euren Werken, euch erwartet. O ermuntert euch heute, sehet aufwärts, und denkt an euren großen Beruf. Der Geist der Wahrheit sey mit uns, und beseele uns zu Entschließungen, die unsterblicher Geschöpfe würdig sind. Wir flehen um diese Gnade in stiller Andacht.

Evangelium: Joh. III, 16 — 21.

Große Anstalten hat also Gott getroffen, meine Zuhörer, wie ihr aus dem vorgelesenen Evangelio sehet, das menschliche Geschlecht aus dem Schlummer der Sinnlichkeit aufzuwecken, und es an seine Bestimmung für eine bessere Welt zu erinnern. Er hat seinen Sohn gesandt, um durch ihn den Rathschluß der Liebe verkünden zu lassen, nach welchem wir nicht verloren seyn, sondern das ewige Leben haben sollen. Jesus hat Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht; er ist nicht nur der größte Lehrer einer ewigen Fortdauer, sondern auch unser Führer zur Unsterblichkeit geworden. Aber freilich hat er auch gefordert, daß wir als Bürger einer bessern Welt denken und handeln, daß wir, voll vom Glauben an unsre ewige Fortdauer, die Werke der Finsterniß hassen, und die Wahrheit thun sollen. Und was kann billiger, was kann gerechter seyn, als diese Forderung! Haben wir nicht gestern gesehen, wie mannichfaltig und groß der Einfluß ist, welchen der Glaube an ewige Fortdauer auf unsre Tugend haben kann? Lasset uns also noch untersuchen,

was wir zu thun haben, wenn dieser Einfluß auch bei uns wirksam werden soll, und es wird uns nicht befremdend scheinen, daß viel von uns verlanget wird, wir werden uns stark genug fühlen, Werke zu verrichten, die in Gott gethan sind. Soll nämlich der Glaube an ewige Fortdauer allen den Einfluß auf unsre Tugend äußern, den er äußern kann: so müssen wir dafür sorgen, daß er immer fester, immer bestimmter, immer gegenwärtiger werde, und es nie vergessen, daß die Zeit unsrer irdischen Vorbereitung vielleicht bald zu Ende seyn wird. Lasset mich über die Betrachtungen und Übungen, die ich hier kurz angezeigt habe, die nöthigen Erläuterungen geben.

Wir müssen dafür sorgen, daß unser Glaube an ewige Fortdauer immer fester werde, wenn sein Einfluß bei uns wirksam werden soll. Eine Überzeugung, der es an Gewißheit mangelt, die so wankend, so schwach ist, daß sie jeder Bedenklichkeit unterliegt, kann nichts wirken, meine Zuhörer, sie ist ein müßiges unfruchtbares Wissen. Nur allzu oft ist dies der Fall bei dem Glauben an ewige Fortdauer, von welchem ich spreche. Jeder frage sein Herz, ob er völlige Gewißheit in dieser wichtigen Sache hat; ob er nicht heimliche Zweifel nährt, die er sich gern selbst verbergen möchte; ob es nicht Augenblicke giebt, wo ihm sein künftiges Daseyn ein Räthsel zu seyn scheint, über welches sich nichts entscheiden läßt; ob seine Lüste, ob sein Hang zur Aus-

schweifung und zum Genusse ihn nicht zuweilen zu dem Gedanken verleiten, im Tod sey alles aus, nach dem Ruine des Körpers, bleibe nichts von uns übrig. Darf man sich wundern, wenn der Glaube an ewige Fortdauer bei solchen Umständen keinen Einfluß auf unsere Tugend äußert? Soll er wirksam in uns werden, so lasset uns ihn vor allen Dingen befestigen, so lasset uns ihn durch die Aussprüche unserer Vernunft, und durch die Versicherungen des Christenthums stärken.

Schon unsre Vernunft thut Aussprüche, welche den Glauben an ewige Fortdauer in uns stärken müssen, wenn wir ihre Stimme nur hören wollen. Wir wollen es einräumen, daß uns das Wesen unsers Geistes unbekannt ist; daß dunkle Nacht das Geheimniß verhüllet, wie unsre Seele mit dem Körper zusammenhängt; daß unsre ganze Natur ein Räthsel ist, an dessen Auflösung unser Verstand bisher umsonst gearbeitet hat. Vergeblich, wir wollen es zugestehn, vergeblich sucht der Licht und überzeugung, der in diese Tiefen sich wagt, der seine Bestimmung zu einer ewigen Fortdauer in Abgründen aufsucht, welche unerforschlich für uns sind. Weit näher, meine Zuhörer, weit näher liegen uns die Ursachen, warum wir an eine ewige Fortdauer glauben müssen. Denn merket nur auf die Stimme eurer Vernunft, vernehmt nur ihr großes, heiliges Gebot! Könnt ihr es leugnen, daß sie euch zu allem auffordert, was gut und recht ist; daß sie euch bestraft, und mit

Vorwürfen peinigt, sobald ihr Böses thut; daß sie euch nöthigt, nach einer reinen, untadelhaften, vollendeten Rechtschaffenheit zu streben; daß sie euch mit einem Worte ein Ziel der Vollkommenheit anweiset, welches ihr ewig nicht erreichen, dem ihr euch ewig nur nähern könnet? Legt sie euch aber nicht eben dadurch die Nothwendigkeit auf, zu glauben, daß ihr auch bestimmt seyn müsset, ewig fortzudauern? Würde sie nicht etwas eitles gebieten, würde sie nicht im Widerspruche mit sich selber seyn, wenn sie hinfällige Geschöpfe, mit denen es bald aus ist, zu einer Heiligkeit verpflichten wollte, zu deren Erlangung ewig dauernde Bestrebungen nöthig sind? Und soll der Durst nach grenzenloser Fortdauer, den unser Herz so mächtig fühlt, soll die unbezwingliche Liebe zum Leben, die nie stärker wirkt, als wenn wir sterben sollen, uns umsonst gegeben seyn? Ist irgend ein Trieb in der ganzen Natur, der ohne Absicht und Nutzen da wäre, den der Urheber der Welt erweckt hätte, ohne ihm eine Befriedigung gewähren zu wollen? Setzet, es erwartet uns kein anderes Leben, so sind alle Triebe unsrer Natur Kräfte, die nie befriedigt werden, die zu groß, zu edel, zu mächtig für diese Erde sind, welche nicht einen einzigen derselben ganz zu sättigen vermag. Und werfet einen Blick auf das Schauspiel der menschlichen Schicksale. Ist es nicht lauter Verwicklung ohne Auflösung? Soll der, welcher der übrigen Schöpfung unverkennbare

Spuren der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte eingedrückt, bei den Schicksalen der Menschen allein nicht weise, gerecht, und gütig seyn; nur da soll er tausend Verbrechen nicht ahnden, die auf Erden ungestraft bleiben; nur da soll er tausend Verdienste nicht belohnen, die man auf Erden verkennt; so viele Millionen vernünftiger Geschöpfe, die sich nützliche Kenntnisse, brauchbare Eigenschaften, Fähigkeiten zu höhern Geschäften, sittliche Würde, und Ähnlichkeit mit ihm selbst erworben haben, soll er dann, wann sie gerade am meisten verdienen, erhalten zu werden, unbarmherzig zurückstoßen in ihr voriges Nichts? Entweder alles ist Täuschung, meine Zuhörer, alles Verwirrung und Widerspruch: oder es ist wahr, was uns unser Herz sagt, womit wir uns trösten, worauf wir uns berufen, wenn uns Unrecht geschieht, wenn wir bei Menschen keine Genugthuung finden, daß es ein Leben der Vergeltung giebt, daß uns ein unbegrenztes Daseyn erwartet. Soll diese Überzeugung fest in uns werden, und Einfluß auf unsre Tugend erhalten: o so sey es unser Geschäft, alles oft zu erwägen, oft zu sammeln, was sie begünstigt; so lasset uns den Glauben an ewige Fortdauer durch die Aussprüche unsrer Vernunft stärken.

Aber auch durch die Versicherungen des Christenthums. Können wir für unsre Unsterblichkeit einen größern Beweis fordern, als die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden? Also

hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Ewiges Leben, ewige Fortdauer und Glückseligkeit ist also der Endzweck aller Anstalten Gottes in Christo. Hat auch jemand den Glauben an Unsterblichkeit deutlicher gelehrt, freimüthiger geäußert und dringender gefordert als Jesus? Hat er nicht Pflichten vorgeschrieben, und eine Sittenlehre vorgetragen, wobei dieser Glaube überall vorausgesetzt wird? Ist er nicht selbst aus dem Grabe zurückgekehrt, und hat durch sein Beispiel gezeigt, daß unser Geist beim Tode des Leibes nicht vergeht? Hat er sich nicht zu einem Zustande aufgeschwungen, wo er selbst Leben und Unsterblichkeit geben, und die Seinen ewig erhalten kann? Hat er zum Beweis seines Lebens seinen Freunden nicht den Geist gesandt, und durch sie ein Werk auf Erden angefangen, das nichts anders ist, als Bildung, Vorbereitung und Erziehung für eine bessere Welt? Welche Beweise, welche Stützen für den Glauben an Unsterblichkeit, meine Brüder! Ihn unterhält das menschliche Herz als ein dunkles Gefühl, wenn der Verstand auch noch so wenig aufgeklärt ist. Er ist aber auch Trost der weisesten Männer, der edelsten Menschen, der erhabensten Helden aller Zeiten und Völker gewesen, und hat sie zu unsterblichen Thaten begeistert. Soll er diese Wirkung auch bei uns haben: so lasset uns dafür sorgen, daß er immer fester bei uns werde.

Aber auch immer bestimmter. Denn unmöglich kann der Glaube an ewige Fortdauer vortheilhaft für unsre Tugend werden, wenn wir nicht recht wissen, was wir denn eigentlich erwarten, und bei dunklen Vorstellungen stehen bleiben; oder wenn wir zu viel wissen wollen, und uns eitlen Träumen überlassen. Denken wir bei dem, was wir ewige Fortdauer nennen, gar nichts Bestimmtes, so wird unser Glaube unkräftig und todt seyn; und wagen wir es, im Voraus zu viel festsetzen zu wollen, so entzündet unsre Einbildungskraft eine Schwärmerei, die unsrer Tugend gefährlich werden kann. Lasset uns also dafür sorgen, daß unser Glaube an ewige Fortdauer rein von selbsterdachten Träumen, daß er Glaube an die vollkommenste Vergeltung in einem andern Leben sey.

Rein von selbsterdachten Träumen muß unser Glaube an ewige Fortdauer seyn, wenn er einen wirksamen Einfluß auf unsre Tugend haben soll. Wie sehr würde unsre Tugend an Reinheit und Würde verlieren, meine Zuhörer, wenn ein Gewebe von reizenden Bildern, wenn ausschweifende Erwartungen von künftigen Qualen und Seligkeiten, wenn Erdichtungen von der Beschaffenheit des künftigen Lebens, die sich durch nichts rechtfertigen und erweisen lassen, einen schwärmerischen Eifer bei uns entzünden, oder uns mit ängstlicher Furcht erfüllen könnten. Edlere Antriebe, vernünftigere Ursachen, gut und

recht zu handeln, und jede Pflicht mit pünktlicher Genauigkeit zu beobachten, müssen wir haben, wenn wir Christen seyn wollen, als selbsterdachte Träume von dem, was uns in einem andern Leben erwartet. Muß uns nicht die Behutsamkeit bescheiden machen, mit welcher die Schrift von unserm künftigen Zustand redet? Sehet ihr nicht, daß sie in unzähligen Stellen, wo sie unsre ewige Fortdauer lehrt, sich blos allgemeiner Ausdrücke bedient, und es sorgfältig vermeidet, unsre Einbildungskraft durch allzu lebhafte Vorstellungen zu reitzen? Und ist eine Neugierde, die itzt schon in die Geheimnisse des künftigen Lebens eindringen will, nicht in jeder Hinsicht thöricht? Ist es möglich, etwas richtiges von einem Zustande zu vermuthen, der uns völlig fremd ist; wo uns itzt alles noch eben so unbekannt ist, als es die Erde vor unsrer Geburt war? Und werfet einen Blick auf die Vorstellungen, die der menschliche Geist von der künftigen Welt gebildet und zusammengesetzt hat. Sind sie etwas anders als Gemälde, deren Umrisse und Farben von Gegenständen der Erde geborgt sind; etwas anders als Träume, denen es an Zusammenhang und Übereinstimmung fehlt; etwas anders als Eingebungen und Gaukeleien unsrer Neigungen und Leidenschaften? Lasset uns eingestehen, meine Zuhörer, daß unser Geist für den Zustand, der uns nach dem Tode erwartet, für die Empfindungen, die da in uns erwachen, für die Verhältnisse, in die wir da

treten, für die Geschäfte, die wir da übernehmen, für die Seligkeiten, die wir da genießen sollen, noch kein Bild, und unsre Sprache noch keinen Ausdruck hat; daß uns Gott selbst nicht eher davon unterrichten kann, als bis wir die höhere Stufe unsers Daseyns wirklich werden betreten haben. Und so wollen wir denn vorsichtig seyn; wir wollen dafür sorgen, daß unser Glaube an ewige Fortdauer rein sey von selbsterdachten Träumen.

Da er aber dessen ungeachtet bestimmt seyn, da wir bei dieser ewigen Fortdauer etwas denken sollen: so sey er Glaube an die vollkommenste Vergeltung in einem andern Leben. Denn dies ist die große, wichtige, unaussprechlich ernsthafte Vorstellung, die wir fassen müssen, wenn unser Glaube an ewige Fortdauer der Schrift gemäß seyn soll. Wer die Wahrheit thut, sagt Jesus im Evangelio, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan; nur der Tugendhafte verrichtet Werke, mit denen Gott zufrieden seyn, die er künftig belohnen kann. Jesus versichert auch anderwärts, er werde das ewige Schicksal eines jeden genau nach seinen Werken bestimmen. Was der Mensch säet, drückt der Apostel dies aus, das wird er ärndten. Die künftige Vergeltung soll so genau, so gerecht, so übereinstimmend mit allen Gesinnungen und Handlungen der Menschen seyn, daß der Herr selbst sagt: wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Was-

sers tränket, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben. Wir treten also beim Tod in einen Zustand hinüber, ihr Brüder, der die Folge unsers gesammten Betragens auf Erden ist. Die Seligkeit des Himmels ist nicht eine Sache, die Gott uns nach Belieben, und ohne Rücksicht auf unser Verhalten, schenken kann; die sich durch bloßes Bitten, durch müßiges Glauben, durch abergläubische Mittel erschleichen läßt. Nur so viel Gutes kann uns Gott in der künftigen Welt zutheilen, als wir anzunehmen fähig sind; die Einsichten, die wir uns hier erwarben, die Gesinnungen, die wir angenommen, die Tugenden, die wir geübt, den Eifer für das Gute, den wir bewiesen, die ganze Bildung, die wir unserm Geiste gegeben haben, diese Dinge allein können den Grad der Glückseligkeit bestimmen, welchen uns Gott zuerkennen wird. Kann aber der Glaube an ewige Fortdauer unkräftig für unsere Tugend seyn, wenn wir sie so denken? Es ist also nicht gleichgültig, ob wir hier nach Wahrheit streben, oder unwissend bleiben. Es ist nicht gleichgültig, ob Gesinnungen der Großmuth und Liebe, oder Gesinnungen des Eigennutzes und der Härte die Triebfedern unsers Verhaltens sind. Es ist nicht gleichgültig, ob wir unsere Zeit vertändeln oder anwenden, unsere Kräfte anstrengen oder ungebraucht lassen; ob wir viel oder wenig gethan haben. Alles hat seine Folgen; alles nützt oder schadet; alles reicht über die Grenzen dieses Le-

bens hinüber; alles wird streng, genau, gerecht und ewig vergolten. Ernsthafter Gedanke; ein Zustand der Vergeltung ist die ewige Fortdauer, die wir erwarten. Möchtest du mit allen deinen Schrekken uns erschüttern, wenn wir Böses thun wollen; möchtest du mit allen deinen Seligkeiten uns trösten, wenn wir Kraft und Muth zu guten Thaten bedürfen!

Doch wenn er diesen wirksamen Einfluß auf uns äußern soll dieser Glaube: so müssen wir dafür sorgen, daß er uns immer gegenwärtig bleibe. Denn nur diejenigen Vorstellungen werden wirksam für unser Verhalten, die uns immer vorschweben, und mit allem, was wir unternehmen, gleichsam zusammenfließen. Soll also der Glaube an ewige Fortdauer nicht eine müßige überzeugung in uns bleiben, soll es sichtbar werden, daß wir als Menschen handeln, die sich auf dem Wege zu einer bessern Welt befinden: so müssen wir den Gedanken an das künftige Leben denen beifügen, die am meisten in uns herrschen; so müssen wir ihn auf die Angelegenheiten des irdischen Lebens ausdrücklich anzuwenden suchen.

Es ist viel daran gelegen, daß wir den Gedanken an das künftige Leben denen beifügen, die am meisten in uns herrschen. Es giebt eine gewisse Zahl von Vorstellungen, die euch am geläufigsten sind, meine Zuhörer, die euch immer zuerst beifallen, die sich

immer hervordrängen, und die übrigen verdunkeln, die bei euern Berathschlagungen und Entschließungen fast immer den Ausschlag geben. Von diesen Vorstellungen hängt die Güte eurer innern Verfassung, und der Werth eurer Handlungen ab; je nachdem sie beschaffen sind, wird euer Verhalten Tugend oder Laster seyn; sie machen das Unterscheidende und Eigenthümliche eurer ganzen Denkungsart aus. Wohl euch, wenn die Vorstellungen von Gott, von Jesu seinem Sohne, von der Heiligkeit eurer Pflicht, von der Würde, und dem Werth eurer Natur, von der Wichtigkeit und den Rechten eurer Brüder, wenn diese Vorstellungen euch unablässig vorschweben, und gleichsam die immerwährenden Bewegkräfte eurer Seele sind. Aber diesem großen, ernsthaften, heiligen Gedanken füget die Vorstellung noch bei, daß ihr ewig fortdauern und leben sollt. Denn ist es nicht offenbar, daß dieser unaussprechlich kraftvolle Gedanke blos darum so wenig bei euch wirkt, weil ihr ihn zu selten hervorrufet, weil ihr das künftige Leben als etwas entferntes ansehet, woran man sich zuweilen nur flüchtig erinnert? Aber versuchet es, nehmet ihn unter die Vorstellungen auf, die euch täglich vorschweben; durch die ihr euch, an jedem Morgen zu den Geschäften und Leiden des Tages vorbereitet und stärkt; die euch beifallen, so oft ihr euch sammelt; auf die sich euer Geist gleichsam wirft, so oft er Muth und Trost bedarf: und ihr werdet euch erhoben fühlen über alles, was

niedrig, und eines Unsterblichen unwürdig ist; es wird euch leichter werden, eure Lüste zu bekämpfen, und eurer Pflicht zu gehorchen; ihr werdet mit einer Entschlossenheit, mit einer Größe handeln lernen, ohne die wahre Tugend gar nicht seyn kann.

Lasset uns noch weiter gehen, meine Zuhörer, lasset uns den Gedanken an unsere ewige Fortdauer auf die Angelegenheiten des irdischen Lebens ausdrücklich anzuwenden suchen. Denn seine ganze Kraft wird der Glaube an diese Fortdauer erst dann äußern, wenn er in alle Theile unsers täglichen Verhaltens eingreift, und sich mit ihnen verknüpft. Streben wir also nach Gelehrsamkeit und Einsicht; wohlan, geliebte Brüder, so lasset uns fleißig überlegen, ob die Kenntnisse, die wir einsammeln, Gewinn für die Ewigkeit seyn werden. Wie werden wir unnützes Wissen verschmähen, und nach wahrer, bleibender Weisheit streben, wenn uns der Gedanke an unsre ewige Fortdauer leitet! Beschäftigen wir uns mit der Erwerbung, Erhaltung und Anwendung zeitlicher Güter; wohlan, geliebte Brüder, lasset uns fleißig überlegen, daß wir an diesen Gütern Treue lernen, und uns durch eine pflichtmäßige Verwaltung derselben zu den höhern Geschäften eines bessern Lebens vorbereiten sollen. Wie wird unser Streben nach Vermögen und Reichthum sich veredeln, welche treue Haushalter Gottes werden wir werden, wenn uns der Gedanke

an unsre ewige Fortdauer leitet! Erziehen wir unsre Kinder, und sorgen für ihre Wohlfahrt; wohlan, geliebte Brüder, lasset uns fleißig überlegen, daß auch sie unsterblich sind, und daß wir durch die Bildung, die wir ihnen geben, den Grund zu ihrem Zustande in der Ewigkeit legen. Wie wichtig, wie ehrwürdig, wie theuer werden uns die kleinen Bürger der künftigen Welt werden, die Gott unsern Händen anvertraut; mit welcher Gewissenhaftigkeit werden wir sie behandeln, wenn uns der Gedanke an unsre ewige Fortdauer leitet. Haben wir wichtige Einrichtungen zu treffen; haben wir schwere Pflichten zu erfüllen; haben wir gefährliche Versuchungen zu überwinden; haben wir große Leiden zu erdulden; wohlan, geliebte Brüder, lasset uns fleißig überlegen, daß wir unsterblich sind, und nicht für die wenigen Augenblicke des Lebens auf Erden handeln. Wie behutsam bei unsern Geschäften, wie pünktlich bei unsern Pflichtleistungen, wie standhaft bei allen Versuchungen, wie getrost bei allen Widerwärtigkeiten werden wir seyn, wenn der Gedanke an unsre ewige Fortdauer uns leitet! Sehet da, meine Brüder, was es heißt, himmlisch gesinnt seyn; was der Apostel sagen will, wenn er spricht: unser Wandel ist im Himmel! Alles wird sich bei uns bessern, läutern, ordnen, unsre Tugend wird immer edler, stärker und fester werden, wenn wir dafür sorgen, daß der Glaube an ewige Fortdauer immer gegenwärtiger in uns werde.

Endlich lasset uns nie vergessen, daß die Zeit unsrer irdischen Vorbereitung vielleicht bald zu Ende seyn wird. Wir wissen es nicht, wann Gott uns abrufen, und in das ewigdauernde Leben versetzen wird, das wir erwarten. Lasset uns also wohl bedenken, daß uns die gegenwärtige Gelegenheit, Fehler zu verbessern, und Vorzüge des Geistes zu erwerben, vielleicht bald benommen seyn wird. Wer ist unter uns, der nicht noch manches zu verbessern haben sollte? Wer getraut sich, so, wie er ist, in das Licht der Ewigkeit hinüber zu treten, und bei ihrem Glanze sich untersuchen zu lassen? Ach wenn wir auch noch so gut, noch so rechtschaffen sind: wie viel findet sich noch an uns, womit wir selbst nicht zufrieden seyn können!

Und was soll ich erst von euch sagen, die ihr Arges thut, die ihr gar nicht an das Licht kommen dürfet, wenn eure Werke nicht gestraft werden sollen! Ihr seyd noch ganz ungebessert, noch ganz unfähig, in ein Leben überzugehen, wo nur der glücklich seyn kann, dessen Werke in Gott gethan sind. Dürfen wir säumen, dürfen wir zaudern, uns loszureißen von unsern Lastern, die Werke der Finsterniß zu lassen, und selbst jeden kleinen Fehler zu verbessern, der an Bürgern der zukünftigen Welt nicht vorkommen soll? Können wir das wichtige Geschäft unsrer Reinigung und Besserung auch nur einen Augenblick mit Sicherheit aufschieben? Ist es nicht ganz unentschieden,

wie viel Zeit wir dazu noch werden anwenden können; ob wir uns dem Abgrunde der Ewigkeit nicht schon mächtig nähern, und nach wenig Schritten von demselben verschlungen seyn werden? Welch ein Antrieb, unsre Fehler ohne Aufschub abzulegen, wird der Glaube an unsre ewige Fortdauer für uns werden, wenn wir bedenken, daß die gegenwärtige Gelegenheit dazu, mit allen den Besserungsmitteln, die wir itzt haben, uns vielleicht bald benommen seyn wird.

Dies gilt aber auch von der gegenwärtigen Gelegenheit, Vorzüge des Geistes zu erwerben. Ich muß wirken, weil es Tag ist, dies war selbst ein Grundsatz unsers Herrn, meine Brüder. O möchten auch wir ihn annehmen. Wie kurz ist das Leben auf Erden! Wie flüchtig eilt es dahin! Und doch ist es die Vorbereitung auf eine ganze Ewigkeit.

Lasset uns also wirken, weil es Tag ist. Lasset uns jeden Augenblick dazu anwenden, reich zu werden an guten Werken.

Wir wissen nicht, wie lang dieser Tag auf Erden noch währen dürfte, wie bald die Gelegenheit, Vortheile für die Ewigkeit, Schätze für den Himmel zu gewinnen, verschwunden seyn möchte. Und so würdige uns denn deiner Unterstützung, deiner alles belebenden Wirksamkeit, Geist des Herrn, und sey mächtig in unsrer Schwachheit. Ach jeder Augenblick, den wir hier zubringen, ist so wichtig! Und doch giebt es der Hindernisse,

der Schwierigkeiten, der Gefahren so viel; doch vergessen wir es so leicht, wie schnell die Zeit der Erziehung und Vorbereitung verschwindet! O laßt uns weise werden! Befestige, stärke, belebe den Glauben in uns, daß eine bessere Welt uns erwartet, und gieb uns Kraft, schon itzt für sie zu leben. Und das Zeugniß, Geist des Herrn, dein erquickendes Zeugniß, daß wir Gotteskinder sind, und einst Erben, einst Miterben Christi seyn werden, laß uns immer stärker, immer mächtiger fühlen, bis wir erhoben werden zur Herrlichkeit! Amen.

Reinhard.

E) Dialogische Prosa.

1) Die Höhle auf Antiparos.

Ueber die Gefahr gewisser Lektüren.

Herr von Millwitz war einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute in Liefland. Da er sich den Wissenschaften mit eben so viel Fleiß, als Talenten gewidmet hatte, so war er ein Mann von ausnehmender Geschicklichkeit geworden: gleichwohl war er in jedem Ansuchen um eine bürgerliche Bedienung unglücklich. Er faßte endlich, theils aus Unmuth, theils um sich zu empfehlen, einen kurzen Entschluß, und nahm Dienste auf der russischen Flotte, die eben damals in den Archipelagus segeln wollte. Dieser Entschluß kostete ihm um so weniger, da er bei großem natürlichen Muthe, ein brennendes Verlangen hatte die Welt zu sehen.

Seine unaufhörliche Unpäßlichkeit, und der Rath der Ärzte, die ihm die Seeluft nicht zuträglich fanden, nöthigten ihn bald, wieder umzukehren. Er ging auf seine Güter nach Liefland, und besuchte hier oft den Baron von B.., dessen Rittersitz nur einige Meilen von dem seinigen lag. Das Bedürfniß des Umgangs machte zwei Men-

schen auf dem Lande zu Freunden, die es in einer Hauptstadt nie würden geworden seyn.

Einst, da Millwitz zu dem Baron unvermuthet hineintrat, warf dieser, im Entgegeneilen, ein Buch aus der Hand, worin er eben gelesen hatte. — Etwas Neues! fragt ihn Millwitz, der jetzt auf die Lektüre um so begieriger war, da es ihm an allem guten Umgange fehlte.

Neu oder alt! wie Sie wollen! — Für mich freilich noch neu; aber für einen so großen Leser wie Sie, vermuthlich schon alt. Eben wollte es Millwitz aufheben, als es der Baron ihm mit einer lustigen Miene wegriß, und ihn mit vieler Selbstzufriedenheit fragte, für was für ein Buch er's wohl halte?

Ich wette, Baron, daß es ein verliebter Roman ist.

Ey denkt doch! weil ich es lese. — Aber, mein Herr Gelehrter; das Mal irren Sie sich. Rathen Sie besser!

Eine Reisebeschreibung? — und schon wollte Millwitz begierig zugreifen — oder wohl gar — — Doch nein! das darf man bei Ihnen wohl nicht erwarten.

Was nicht? Was darf man bei mir nicht erwarten? — Sie bilden sich doch nicht ein, daß Sie der einzige denkende Mann hier in Liefland sind?

Da wär' ich sehr unverschämt. Bin ich denn nicht bei Ihnen?

Spöt=

Spötterei! Spötterei! Ich verstehe. Aber, was man nicht ist, kann man werden, und ich dächte immer, ich wäre auf gutem Wege dazu. Philosophie, Freund! Philosophie! indem er ihm das Buch mit triumphirender Miene vorhielt. — Und das wahrhaftig nicht von der Oberfläche! Aus der tiefsten Metaphysik!

Wie? Das sollte mir leid thun, Baron. Das wäre ein Zeichen vor Ihrem Tode. — Er nahm es ihm ab, und erstaunte nicht wenig, als es das verrufne Système de la nature war.

Ist es möglich? Sie lesen ein Werk wie dieses?

Also kennen Sie's doch? —

Von Livorno her! Ein Engländer lieh es mir, da ich krank war.

Nun? und fanden Sie's nicht wirklich vortrefflich?

Vortrefflich? Ein Buch von solchen Grundsätzen, vortrefflich!

Ich meine, in der Schreibart, im Vortrag.

Was thut der Vortrag, Baron? — Ein Gift, das durch seine Süßigkeit den Geschmack reizt, ist nicht weniger Gift, und man muß nur um desto mehr warnen. — In aller Welt! Wie sind Sie auf dieses Buch verfallen?

Je nun, wie? — Sehr natürlich! — Man machte viel Aufhebens davon. Ich fragte von ungefähr darnach, und da war's nicht zu haben. Das macht mich hitzig darauf. — Endlich, da es

sich fand, ließ man mich's theuer bezahlen. Es kostet mich, wie es da ist, sechs Rubel.

Nun, beim Himmel, Baron! ich wollte, Sie hätten Ihre sechs Rubel einem Armen, oder — — hätten sie einem Mädchen gegeben. Eins ist nicht so schlimm, als das andre.

Pfui, Millwitz! pfui! Sie reden ja, wie ein Pfaffe — und — machen's auch, wie ein Pfaffe. — Warum denn nicht lesen? Haben doch Sie es gelesen!

Guter Baron! Ich und Sie, ist ein Unterschied. — Hätt' ich nie trockne deutsche Metaphysik gelesen, so würd' ich mich vor der beredten französischen fürchten. — Sagen Sie mir; wie konnten Sie, bei Ihrem Abscheu vor aller Anstrengung, bei Ihrer Unlust zu allem tieferen Nachdenken, bei Ihrem wirklichen Mangel an den vielen Kenntnissen, die so ein Buch voraussetzt: wie konnten Sie auf den Gedanken kommen — —

Je nun — die Wahrheit zu sagen — man sitzt in Gesellschaft von euch Herren immer da, wie ein Ölgötze. Man muß doch einmal mitsprechen können.

Mitsprechen, Baron! — Für das was Sie aus diesem Buche mitsprechen können, wäre Zuhören besser. — Und leider! — auf Gegenstände dieser Art fällt die Rede so selten.

So muß man sie darauf bringen, zum Henker!

Um sich ein Ansehn zu geben! Nicht wahr?

Nun ja! Warum nicht? — Sie stellen sich, als ob ich Wunder was für Gefahr liefe. Ich sehe da keine. — Man amüsirt sich, man liest, man denkt nach — —

Wenn man kann, guter Baron. Und wenn man's nicht recht kann; so wird man ungewiß, läßt sich hinreißen, giebt Beifall; verliert seinen Glauben an Gott, seine Beruhigung, seine Tugend vielleicht: — und das alles ist Kleinigkeit. Nicht? Hören Sie, Freund! Das Feuer in Ihrem Kamine will ausgehn, und mich friert hier bei Ihnen. — Ich dächte, wir vermehrten die Flamme.

Wetter! schrie der Baron, der noch zu rechter Zeit zugriff; sind Sie bei Sinnen? — Verzeihen Sie, Millwitz! — indem er sich ein wenig wieder erholte — aber man heizt eben nicht mit sechs Rubeln, wenn man's mit einer Kopeke kann; und das Buch — das Buch ist nun einmal mein! Ich will's lesen.

Zu Ihrem Verderben vielleicht!

Ach Possen! Possen! — Gesetzt nun auch, ich werd' ein Atheist; was ist's mehr? Wenn ich's bin, so lasse ich meinen Pfarrer rufen; der widerlegt mich aus Gottes Wort, und ich werde wieder zum Christen. Kommen Sie! Kommen Sie! Wir setzen uns hier an den Kamin; ich mache Ihnen, weil Sie doch frostig sind, Feuer: und friert Sie dann noch — nun gut! — Er klingelte, und befahl eine Flasche Burgunder.

O liebster Freund! fing er dann wieder mit einem Seufzer an: Sie sind gereis't; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitging! — Tausendmal habe ich's schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzählt haben — die ganze Zeit ist's mir nicht aus dem Sinn gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende wenn ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, bester Millwitz! Noch mehr solche Geschichtchen! Noch mehr!

Aber ich weiß keine mehr.

Ey was? Sie müssen noch wissen. — Da! frischen Sie ihr Gedächtniß auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? —

Gewesen, Baron! — als noch Freiheit und Wissenschaft darin wohnten. — Aber auch jetzt — doch was soll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen! Sie haben doch etwas gesehen.

Nicht viel mehr, als die Inseln.

Nun? Und die Inseln? — indem er seinen Stuhl näher an den Tisch rückte, und sich begierig hinüberbeugte.

Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — —

Ach die Menschen! die Menschen! — die werden die Köpfe oben und die Füße unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas anders, Freund! etwas anders! So etwas, wie jüngst! von Attaken, von Meerstrudeln, von feuerspeienden Bergen! So etwas, das grauen macht! In der Welt hör' ich nichts lieber.

Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte; — aber wirklich; ich wüßte doch etwas. — Sie haben vermuthlich von der Insel Antiparos gehört?

Ich werde doch! — Von einer so berühmten Insel!

Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm' ich zu spät. Denn so werden Sie auch schon wissen, was die Natur dort für eine Höhle gebaut hat.

Eine Höhle? Hat die Natur dort eine Höhle gebaut? — Nein, bei meiner Seele! davon weiß ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? — Gütiger Gott! was erfährt ein Landjunker Neues? —

Nun nun, Baron! So gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht. Millwitz fing hierauf an, und führte den Baron in einer weitläufigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unter-

stützte und mit Inschriften versehene Höhle dieser Insel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Nointel und nachher Tournefort mit so vieler Gefahr hinabstiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller der Begierde, womit er in seiner Kindheit auf die Gespenstergeschichtchen seiner Amme mochte gehorcht haben.

Nun, Millwitz? Nun? —

Der Boden, auf dem wir giengen, ward nun immer abschüssiger und abschüssiger. Endlich kamen wir an ein finstres Loch, wodurch wir nicht anders als gebückt, und bei dem Scheine der Fackeln, kommen konnten. Bereiten Sie sich, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war schon mehr als zu sehr bereit. Er saß mit offnem Munde da, und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.

Wir hatten, sogleich an dem Eingange, ein Seil befestigt, und stiegen durch Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich genug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweite, in die wir halbliegend gleichsam hinabrutschen mußten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven als ich würde durch Einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen, und vor denen ich so nahe vorbei mußte, drehend geworden seyn, und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen.

Und was meinen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieser Abgründe, der schlüpfrig wie Eis, und also äußerst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinankletterten — freilich mit ein wenig Angst und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder.

Was ist Ihnen, Baron?

Nichts, Millwitz! nichts! — bloß mein elender Kopf. — Soll mich Gott verdammen, lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!

Ich ruschte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber, da ich nun eben glaubte sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätt' ich unfehlbar den Hals gebrochen.

Hier hielt der Baron wieder ganz sichtbar den Odem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit.

Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bei dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende mit uns genommen hatten. Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hängen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem größten Vergnü-

gen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott sey gelobt! — Und was fanden sie denn in der Grotte?

Je nun — sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker! was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts!

Gar nichts! — mit einem Ton der Verwunderung. — Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?

Ich muß doch! Sonst tränk' ich hier schwerlich Burgunder.

Nun, das ist wahr! das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? wie da?

So hätt' ich mir einen Arzt rufen lassen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen, zum Teufel! Es mag auf Antiparos treffliche Ärzte geben. Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In so einer Tiefe!

Millwitz lachte. — Über die große Gefahr! — Gleichwohl, Baron; beim Wiederheraufsteigen giengs ärger, als beim Hinuntersteigen. Da hätte Rath dazu werden können. Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigen Felsenstücken, und gerade an den gefährlichsten Stellen hintenaus; doch war dies alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter wiederfuhr. — Sie erinnern sich doch? — auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten! Denn hier — —

Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch, mit zusammengebissenen Lippen und zurückgehaltenem Odem, ganz in sich selbst zusammen; gleich einem Menschen, der von der Höhe herabstürzt —

Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an der obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beim Arm angriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. Millwitz lachte, fuhr noch eine Zeitlang fort, und endigte dann seine Erzählung mit den Worten: Ich bin oben, mein Freund.

Der Baron fuhr auf, daß die Gläser tanzten, und stürzte fast, vor Freuden, den Tisch über den Haufen.

Sind Sie? sind Sie wirklich wieder oben? wieder auf festem Erdboden, Freund? Nun, dem Himmel sey Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdische Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben!

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron!

Ja, beim Himmel! ich liebe Sie. Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe; und wissen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Höhle stiegen? In ein Loch, worin Sie alles verlieren und nichts ge-

winnen konnten! Welcher Teufel mußte Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. Man lebt ja in der Welt um sich umzusehen — —

Aber nicht mit so vieler Gefahr! Sehen Sie sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos?

Es giebt ein Ansehen. Man schließt auf Herz, lieber Baron. Und was ist's denn nun endlich? Man befriediget seine Neugier, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals! — Weiter nichts!

Also, Baron — wenn Sie wären zugegen gewesen; Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen?

Ich Sie? Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten. — Er stand auf, und gab ihm die Hand. Ja, beim Himmel, Millwitz! und wenn ich mich hätte mit Ihnen schießen sollen! Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Wahrhaftig? Dann muß ich mich schämen, daß Sie mehr Liebe gegen mich hätten beweisen wollen, als ich gegen Sie bewiesen. Sie haben einen schwachen Kopf, wie Sie sagten?

Den hab' ich! Warum?

Sie haben Anwandlungen vom Schwindel?

Dann und wann! Es erinnert mich meiner Jugendsünden.

Nun gut! — Und wenn ich mich mit Ihnen schießen sollte, Baron. — Er stand auf, kam zurück, und das Système de la Nature lag im Feuer.

Der Baron war zu sehr erstaunt, als daß er sich hätte zugleich fassen können. Endlich griff er in die Flamme; aber zu spät. Das Buch war schon zur Hälfte verzehrt. Herr! fing er darauf nach einigem Stillschweigen und voll Erbitterung an: Lehrt Sie das ein guter Geist, oder der Teufel?

Der Geist der Freundschaft, Baron, ist ein guter Geist. Sie waren für meine Erhaltung besorgt; es ist Pflicht, daß ich's für die Ihrige sey.

Was wollen Sie aber? Sie in ihrer verdammten Höhle konnten den Hals brechen; und ich — —

Und Sie? — Sie konnten noch weit etwas Ärgers. Zweifelmüthig an einen Gott und einer Vorsehung werden; einer Tugend, die ohnedies schon auf schwachen Füßen steht — verzeihen Sie, Freund! noch vollends alle Festigkeit nehmen; die Gründe seiner Beruhigung im Unglücke und im Tode verlieren; kurz, alles verlieren, was für ein denkendes und hinfälliges Geschöpf, wie der Mensch, das Größte und Wichtigste ist: — das, Baron — das nenne ich mehr, als den Hals brechen!

Sie schwärmen. Verlier' ich's denn schon?

Sie könnten's verlieren. Sie klagten über Schwachheiten des Kopfs, über Schwindel. Für so einen Kopf ist das Système de la Nature nicht geschrieben. Es verlangt feste Nerven, und einen dreisten Blick in die Tiefe. Wem der fehlt, der möchte so leicht nicht wieder heraus kommen.

Der Fall hat viel Ähnliches, Baron. In meiner Höhle, wie Sie sagten, war nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren: in den Spekulationen dieses Buchs ist für Sie auch nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. Und um die Ähnlichkeit auch bis auf den Scherz auszudehnen: Kein Arzt, glauben Sie, würde mir nachgekrochen seyn mir zu helfen; und Ihnen ihr Pfarrer? Ach der ehrliche Mann! der würde Ihre verunglückte Seele Gott befehlen, vor Ihrer Höhle ein Kreuz schlagen, und gehn, daß er fortkäme.

Der Baron mußte nachdenkend geworden seyn, denn er blieb ernsthaft, ob es gleich über sein Lieblingsthema, den Pfarrer, herging. Herr von Millwitz reichte ihm mit aller Wärme der Freundschaft die Hand:

Sie erkennen, daß ich Sie liebe?

Mein Freund! — und die Thränen standen dem Baron in den Augen.

Nun, so hören Sie mich! Sie beschworen mich mit der edelsten Hitze, nie wieder in eine Höhle zu steigen, und hier meine Hand! ich will folgen. Aber nun muß ich auch Sie beschwören: Bemengen Sie sich nie wieder mit Büchern, die Gott und Vorsehung vom Throne stürzen. Bleiben Sie immer, an dem hellen Tageslicht des allgemeinen Menschenverstandes, und statt sich an einem morschen Seil über Abgründe hinzuhängen, auf dem festen,

sichern Boden der Empfindung und des Gewissens!

Der Baron umarmte ihn, und versprach es. Aber, fuhr er fort: meine besten Jahre habe ich nun einmal verträumt. Ich bin ein Dummkopf — indem er sich vor die Stirne schlug — und es ärgert mich, daß ich's bin! Soll ich denn immerfort einer bleiben?

Sie sollen lesen, Baron. Es giebt der Kenntnisse viel, die einen achtungswürdigen Mann machen; aber freilich, ist die eine mehr als die andere werth. Ihre Begierde nach Wissenschaft, wenn es wirklich diese Begierde war, hat keine üble Richtung genommen, und es ist meine Pflicht, daß ich Sie unterstützte.

Er schickt ihm den Tag darauf den Reimarus. —

Engel.

2) Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die. — Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit

Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen: das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen: das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf?

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. Hui, dacht' ich da wieder; das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der eine, und dann siehst

du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. Ei was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau! Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schoß, und bleibe zu Hause.

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage?

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute; so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick; damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei die alte Lehre! du sollst die Nase nicht zu hoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. Denn nicht lange darnach kam ein andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. Krach! riß ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß?

Sie meinen, so hübsch in der Mitte.

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. Und wie viel, meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht?

Ach nicht viel! eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa.

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! Und damit Er sieht daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Ach wie, lieber Herr Witt? Obendrein!

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hundert fünfe. Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? ich bath um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht, mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte ja doch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. Was dünkt Ihm dazu?

Ei, um Himmelswillen! die mögt' ich wissen. — Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! und da sah man wie ihm das Herz im Leibe lachte; ganzer hundert Reichsthaler! Oder wenn man ihn anredte: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten

mitten inne wohnte; ich habe mir beide gemerkt: und da sprech ich nun nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also?

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Engel.

3) Das Irrenhaus.

Friedberg war noch sehr jung, als ihm schon seine vorzüglichsten Fähigkeiten einen Ruf nach der Hauptstadt erwarben. Sein Vater, ein würdiger Landgeistlicher, der selbst der Lehrer dieses einzigen Sohnes gewesen war, und der nachher an die Bildung desselben alles das Seinige verwandt hatte, ließ sich weder die Weite der Reise, noch die Schwachheiten des Alters abschrecken, ihn zu begleiten. — Ich muß doch sehen, sagte er, wo er bleibt, und muß ihm noch einen letzten Beweis der Liebe geben, der ihm mein Andenken theurer mache. Er selbst wird einmal ein desto liebreicherer Vater werden, je eines liebreichern er sich zu erinnern hat. Und so riß er sich, mit ihm zugleich, aus den Armen der Mutter.

Sie besahen, nach ihrer Ankunft die Merkwürdigkeiten der Stadt, und noch den Tag vor der Rückreise des Vaters gingen sie in die öffentliche Anstalt für Wahnsinnige und Rasende. Die mancherlei schreckensvollen Auftritte, die sie hier fanden, wirkten auf den Sohn mit aller Stärke der Neuheit; er hatte noch nie die menschliche Natur in so tiefer Erniedrigung gesehen. Aber mehr als Alles rührte ihn der Anblick eines freundlichen Greises, der ehemals ein Mann von Ansehen und Verdiensten gewesen war, und jetzt in Allem was

er sagte und that, sich völlig als Kind zeigte. — Der Aufseher erzählte ihnen, wie dieser Unglückliche durch die Laster seiner Söhne um Güter und Ehre, und zuletzt auch um seine Vernunft gekommen; und zu jedem Punkte dieser Erzählung winkte der Greis lächelnd, als ob er ihre Wahrheit bestätigen wollte. Vormals, fuhr der Aufseher fort, hatte er Augenblicke, wo er seinen Zustand inne ward; und da bath er Gott mit einer Wehmuth, die selbst mich Abgehärteten rührte, ihn von der Welt zu nehmen; jetzt hat er nun dieser Augenblicke nicht mehr; der Kummer um seine Vernunft hat sie selbst völlig in ihm ertödtet. Auch dies bestätigte der Greis mit einem freundlichen Winken, und sah dann doch, als ob noch eine dunkle Erinnerung bei ihm übrig wäre, mit einem trüben Auge gen Himmel. —

Der Sohn ging stillschweigend an der Seite des Vaters, bis sie wieder in ihrer Wohnung waren. — Großer Gott! rief er dann aus, wie entsetzlich ist doch das Schicksal, seine Vernunft zu verlieren! Noch nie, weil ich denken kann, hab' ich diesen Schauder, diese Vernichtung in mir empfunden. — Zu seyn und doch nicht mehr zu seyn! Bei aller Blüthe des Lebens ein bloßer athmender Leichnam zu werden, der bloße umherirrende Schatten einer abgeschiedenen Seele! — Denn was sind diese Unglücklichen anders? Wenn unser Selbst in dem Bewußtseyn unser selbst besteht; was ist dann der Verlust dieses Bewußtseyns, als

Tod, als Vernichtung? Und selbst das Verfahren mit diesen Elenden! wie man sie aus der Zahl der Lebendigen ausstößt, sie einkerkert, vergräbt; behandelt, als ob sie nicht da wären, nicht hörten! Wie man in ihre Gegenwart tritt und ihre Leiden erzählt, indeß sie da sitzen und lächeln; nicht anders, als ob man vor das Bild eines Todten träte, der einst ein edler Mann war, und nun dahin ist!

Er schwieg einige Augenblicke, und ging umher, eh' er fortfuhr: O die Schicksale der Menschheit! Ich habe mich so oft entsetzt, daß ich war, wenn ich erwog was ich werden könnte.

Und doch, nahm hier der Vater das Wort — so sehr der Zustand dieser Elenden auch mich gerührt hat; — in der Vorstelluug ist er schrecklicher, als in der Empfindung. Kann der Mangel des Bewußtseyns für den noch Elend seyn, der es verlor?

Das nicht. So wenig als der Tod für den Todten. — Aber wenn es nun noch da ist, oder zurückkehrt, dieses Bewußtseyn? wenn der Elende Gott mit Thränen um seinen Tod bittet; oder, gleich Jenem, auf den dürren Wipfel eines Baums zeigt, dessen untere Zweige noch grünen, und mit Erschütterung ausruft: Er stirbt von oben!

Mäßige deine Empfindungen! sagte der Vater. Du denkst dir das Bewußtseyn dieser Unglücklichen mit aller der Klarheit, aller der Kraft, wie dein eignes; aber deren sind ihre zu geschwächten,

zerrütteten Seelen wohl nicht mehr fähig. — Und wären sie ihrer fähig: — der Arzt verzweifelt nur dann, wenn der Kranke nicht mehr fühlt, daß er leidet. Es wäre Hoffnung zum Leben.

Hoffnung! — ah, ich fürchte! wie auf dem Gange zum Hochgerichte; ein matter, trüber Schimmer von Hoffnung! — Und die Furcht, die sich ihr anhängt, mein Vater! — Wenn man bedenkt, was das sagen will: seine Kraft so gehemmt zu fühlen! nur noch Vernunft zu haben, um ihrem Verschwinden mit zuzusehen! um dem Verlöschen dieses göttlichen Funkens mit zuzusehen, der unsre Würde, unsre ganze Seligkeit ausmacht! in dem tödtlichsten aller Gedanken nicht blos das Ziel seines Fortgangs zu denken, auch sein Zurücksinken von jeder erreichten Stufe bis zur Kindheit, bis unter die Kindheit hinab; Gott! Gott! welch Gefühl muß das seyn! — Und wenn nun das vollends einen Mann trifft, der sich näher an den Gipfel hinangearbeitet hatte; wenn so ein Mann nun in die entsetzliche Kluft schaut, die sich unter ihm aufthut; wenn er seinen Fuß schon ausgleiten fühlt, den Boden schon vermißt, der ihn tragen könnte: — o, ich seh' ihn! — noch hängt er mühsam da an einem zitternden Arme; noch ringt er mit aller Kraft seines Wesens, sich neuen Schwung zu geben; — umsonst! Sein Gewicht zieht ihn tiefer, und in ohnmächtiger Verzweiflung giebt er sich auf, und verschwindet. — — Sie sprechen von schwächerm, von dunklerm Bewußt-

seyn?

seyn? Und wenn dies auch beim Erwachen derer wäre, die nur Kinder, nur Schwachsinnige wurden; was wird's bei denen seyn, deren wildes, tobendes Blut man nur in Ketten bändigt? Werden auch diese, wenn sie erwachen — —

Er schwieg von neuem, und auch der Vater saß nachdenkend und traurig: denn er hatte schon den Schmerz des Abschieds im Herzen. Er überdachte die künftige weite Entfernung von seinem Sohne, überdachte die Gefahren, die ihn umringen würden, sein noch so jugendliches Alter und das rasche Feuer seines Charakters: und alles das, mit den Eindrücken zusammengenommen, die er gehabt hatte, erfüllte sein ganzes Herz mit Wehmuth.

Man hat den Tod, fing der Sohn wieder an, das Schrecklichste unter dem Schrecklichen genannt; was müssen Wahnsinn und Raserei seyn, wenn diese jenen zur Wohlthat machen? — Und im Grunde: was heißt auch Sterben? Wenn es das allgemeine Schicksal Aller ist, die geboren wurden? wenn es oft nur auf uns, auf die Größe unsrer Seele ankommt, daß es zu unserm letzten, herrlichsten Ruhme werde; wenn jeder, der den fühllosen Leichnam ausgestreckt sieht, mit Gedanken seines eigenen Todes an seine Brust schlägt, und wir dann, den Augen der Menschen entnommen, in ewiger Ruhe schlummern: o, wie wenig, wie nichts ist das gegen jenen schrecklichern Tod, wo in so mancher Seele das Mitleiden Verach-

tung, stolzer Spott über den Unglücklichen wird; wo sich so gar nichts thun läßt, das unser Elend ehrenvoll mache; wo man oft im Grabe wieder lebendig wird, um den Gräuel seiner Verwesung zu sehen!

Deine Bilder werden gräßlich, sagte der Vater.

Übertreib' ich sie aber? — Das Elend der Menschheit, in seinen tausend Gestalten, steht vor mir; aber in keiner seh' ich es so schwarz, so furchtbar, so meine ganze Natur erschütternd.

Weil jetzt diese Eine Gestalt hervorspringt; weil sie beleuchteter ist. — In Augenblicken lebhafter Theilnahme, verbleicht und verschwindet jedes andere Bild, und immer scheint das Eine, das in voller Gluth seiner Farben dasteht, das einnehmendere oder das grausenvollere. — Wie, wenn ich selbst Dir Elend nennen könnte, das weit, weit über dieses wäre?

O verschweigen Sie's, bitt' ich.

Du schlossest von den Schrecknissen des Todes auf die größern des Wahnsinns, weil dieser jenen wünschenswerth macht; schließe weiter auf die noch größern des höchsten Elends, wo wieder Wahnsinn als Wohlthat erscheint. Oder, wenn du glaubst, daß ich zu viel sage; wirf einen Blick auf die Lasterhaften, die dem Greis, ihrem Vater, dessen Schicksal dir so an's Herz ging, dieses Schicksal bereiteten! Wenn sie nun früher oder später aus ihrem Taumel erwachen, und allen den Jammer, den sie bewirkten, die ganze Un=

möglichkeit des Ersatzes, die ganze schreckliche Zerstörung ihrer eignen Kräfte erblicken; wenn sie, mit Fluch und Schande bedeckt, sich selbst ein Abscheu leben, und auch die Aussicht in die Ewigkeit, die sonst der Elenden letzter Trost ist, sich ihnen verfinstert: — sprich! wird nicht ihr Erwachen schrecklicher seyn, als das Erwachen des Rasenden auf seinem Strohlager, in seinen Ketten? wird nicht jener fortdaurende, zwar schreckhafte Traum ihnen Wohlthat dünken, vor dessen Wiederkehr jene Unglücklichen, als vor ihrem einzigen Übel, zittern?

Wahr! wahr, mein Vater. — Sie führen mich vor den Eingang der Hölle.

Und doch widersprach ich Dir allzurasch. Denn auch dieses Elend ist Wahnsinn. — Prüfe nur den Grund Deiner Pflichten! Sind sie Gesetze eines eigennützigen Obern, der durch Deine Unterdrückung gewinnt? eines schadenfrohen Tyrannen, der sich Gelegenheiten zu Strafen durch sie bereitet? Oder sind sie in dem wesentlichen Zweck Deines Daseyns, in der höchsten Bestimmung Deiner Natur gegründet?

Das letzte; gewiß das Letzte! Sie sind Bedingungen meines Wohls, die auch der Schöpfer selbst nicht aufheben kann, ohne daß er vorher meine Natur zerstöre.

Nun dann! So ist denn die Tugend nichts, als das in Ausübung gebrachte, deutliche, volle Bewußtseyn unser selbst, unsrer Bestimmungen,

Verhältnisse, Kräfte. Und ihr Entgegengesetztes, das Laster? — was wird es seyn, als eine fortwährende Abwesenheit dieses Bewußtseyns? als eine Verfinsterung der Seele, die dann und wann ein lichter schrecklicher Augenblick unterbricht? — Frage auch nur das Urtheil der Welt! Sie gibt dem Laster alle Namen des Wahnsinns, von den ersten leichtern Thorheiten an bis zu den letzten wildesten Ausbrüchen der Wuth; und ihre Behandlung der einen Gattung von Rasenden ist, wie die Behandlung der andern. Sie verschließt sie, fesselt sie, züchtiget sie; oder wenn sie sie frei läßt, so wandeln die Elenden umher, gleich jenen unschädlichen, ruhigern Wahnsinnigen, die der feinere, edlere Mensch bejammert, und die der Pöbel verspottet. Du stehst in Gedanken, mein Sohn?

O mein Vater! — Sie geben mir für das Laster einen Gesichtspunkt — —

Sieh, das wünscht' ich. Ich wünschte, die Eindrücke, die wir gehabt haben, heilsam zu machen. — Daß wir für jene Unglücklichen zitterten, das war so fruchtlos für uns, wie für sie: denn am Ende war unser ganzer Gewinn, daß wir ein menschliches Gefühl hatten; aber sage: welch ein Gefühl! Von jener demüthigenden niederdrückenden Art, die unsre ganze Thätigkeit ungereizt läßt, und die es vielleicht besser ist nie gekannt zu haben. — Hier hingegen, hier sehen wir uns im Reiche der Freiheit, und unsre Kräfte finden ihr

Spiel: wir können gegen den Tyrannen, das Schicksal nichts; aber gegen die Sirene, die Sinnlichkeit Alles. — Und so laß uns nicht mehr da zittern, wo es ohne allen Gewinn ist; lieber da, wo es uns Heil bringen kann! — Oder meinst du nicht, daß uns das Elend des Lasters in eben dem Grade mehr erschüttern sollte, in welchem es furchtbarer ist?

Es ist vermeidlich, mein Vater! Wir zittern weniger am Tage, als bei der Nacht: weniger vor dem offnen Feinde, als vor dem Meuchelmörder.

Wahr gesagt, völlig wahr! Aber setze dieser Bemerkung eine andere zur Seite: was vor dem Einbruche des Übels die Schrecken desselben mindert, das macht sie, nach dem Einbruche, größer. — Sich selbst als Urheber seines Elendes denken! selbst das Ziel seines Hasses, der Gegenstand seiner Verwünschungen seyn! wie grauenvoll, wie entsetzlich ist das! — Und dieses eingesehen; wozu soll Deine Bemerkung uns führen? Daß wir sorglos, mit halbgeöffneten Augen hinträumen, des Wegs, den wir wandeln, nicht inne werden, und so uns muthwillig aller Vortheile des Lichts berauben? Oder daß wir über den grauenvollen Abgründen, neben denen sich der Pfad des Lebens hinschlingt, die Augen offen halten, und uns gegen die rings umgebenden Gefahren mit Wachsamkeit, mit Stärke der Seele rüsten? — Komm auf die Bilder zurück, die Dich so mächtig erschütterten!

Setze Dich in Gedanken an die Stelle des Unglücklichen, der schon die ersten Anlagen zum Wahnsinn, die ersten Anwandlungen der Wuth, in seinen trüben Abwesenheiten, in seinen wilden Krämpfen bemerkt! Sieh in diesem Zustande eine Möglichkeit, Dich zu retten, und sag: wird nicht alle Begehrungskraft Deiner ganzen Seele in den einzigen Wunsch zusammenstürzen, diese Möglichkeit zu verwirklichen?

O Gott! —

Auch das Laster, mein Sohn, hat seine Anlagen; und wohl dem Jünglinge, der sie nie in sich gewahr wird, ohne zu schaudern! Sie zeigen sich in der Heftigkeit der Begierden, in dem Ungestüme der Leidenschaften. Jenes deutliche, volle Bewußtseyn unser selbst, worin wir die Tugend fanden, will eine besonnene, ruhige Seele. — Wen also schon öfter seine Begierden über die Grenzen der Mäßigung rissen; wer schon mehrmal in der Hitze der Leidenschaft heiliger Pflichten vergaß, der mag erschrecken und wachen! Er ist dem fürchterlichsten der Zustände, dem Wahnsinn des Lasters, so viel näher, als andere Menschen.

Der Sohn verstand nur allzuwohl den liebreichen, aber ernsten Blick seines Vaters. Er erinnerte sich seines vergangenen Lebens, und mehr als Eine Ausschweifung, die ihm hätte verderblich werden können, trat vor ihn.

Aber, fuhr der Vater fort: welche Mittel hat der Jüngling in seiner Macht, der kalten Ver=

nunft über glühende Sinnlichkeit, über tobende Leidenschaften den Sieg zu sichern? — Eine Vernunft, die mit solchem Ansehen, solcher Übermacht herrschet, daß auf ihren ersten Ruf alle Begierden schweigen, und sich ehrerbietig zurückziehn, ist sicher möglich, ist in den Besten und Edelsten des Menschengeschlechtes wirklich; aber sie ist Vorrecht des schon reifen, ausgebildeten Weisen, nicht des noch reifenden, in der Bildung erst begriffenen Jünglings. In diesem herrscht mit Übermacht die Phantasie, die Empfindung; und das Beste, ja vielleicht Einzige, was er zu seiner Sicherung thun kann, ist: eben mit Phantasie und Empfindung seine Vernunft so zu befreunden, den Gedanken der Pflicht mit den feinsten, zärtesten Gefühlen des Herzens so zu verschlingen und zu verketten, daß auf den ersten nie ausbleibenden Ruf des Gewissens diese Gefühle mit jenem Gedanken zugleich erwachen, und ihm mit all ihrer Stärke, all ihrem Feuer zu Hülfe kommen. — Es giebt Augenblicke im Leben, die sich tief, die sich unauslöschlich in das Gedächtniß prägen, eben weil sie das ganze Herz entweder zerrissen oder empörten; und in solchen Augenblicken seine Entschlüsse zum Guten fassen, sich selbst es schwören, daß man immer der Pflicht getreu, immer rechtschaffen und edel seyn wolle — o mein Sohn! das kann so wohlthätige, so heilsame Folgen für unser ganzes

Leben haben! Den empörenden Augenblick haben wir heute gehabt; und der zerreissende steht uns bevor — morgen — wenn wir zum letzten Male — beim Abschied —

Die Stimme schwankte dem Vater, und der Sohn, von Empfindung überwältiget, warf sich mit lauten Thränen ihm in die Arme. — Sobald der Gebrauch der Stimme ihm wieder frei ward, schwur er ihm an seinem Herzen den Eid: daß die Erinnerung dieses Tages ihn nie verlassen, daß sie ihm eine stete ehrwürdige Erweckerin zur Tugend seyn sollte; und dieser Eid blieb ihm sein ganzes Leben lang heilig. Oft, wenn die Gelegenheit lockte, und die Begierde aufbrauste, erschien ihm plötzlich der gute, zärtliche Greis, mit der Thräne der Rührung auf seiner Wange; er hörte noch den sanften, schmelzenden Ton seiner Stimme, fühlte noch den warmen liebevollen Druck seiner Hand: und keine Leidenschaft, wie ungestüm sie auch war, vermochte etwas gegen die Kraft dieser Erinnerung.

Engel.

4) Charikles und Theages.

Sie gingen hinaus, und in kurzem veränderte sich der Ton des Gespräches! Die heilige Stille, die die Nacht um sie verbreitete, die hellen Himmelslichter, die als Lampen über ihnen aufgehängt schienen, auf der einen Seite einige zurückgebliebene Schimmer der Abendröthe, und auf der andern der hinter den Schatten des Waldes sich sanft erhebende Mond — wie erhebt dieser prächtige Tempel, wie erweitert und vergrößert er die Seele! Man fühlt in diesen Augenblicken so ganz die Schönheit und das Nichts der Erde; welche Erholung uns Gott auf einem Stern bereitet hat, auf dem uns Mond und Sonne, die beiden schönen Himmelslichter, abwechselnd durchs Leben leiten! Und wie niedrig, klein und verschwindend der Punkt unseres Erdenthals sey, gegen die unermeßliche Pracht und Herrlichkeit aller Sterne, Sonnen und Welten.

Was denken Sie, sagte Theages, anjetzo von ihrem Principio Minimi, nach welchem Sie sich immer auf der Erde umhertummeln wollen, und an dieses Staubkorn geheftet sind? Sehen Sie gen Himmel, Gottes Sternenschrift, die Urkunde unsrer Unsterblichkeit, die glänzende Karte unsrer weitern Wallfahrt! Wo endet das Weltall? Und warum kommen von dorther vom fernsten Stern

zu uns Strahlen hinunter? Warum sind dem Menschen die Blicke und der flammende Flug unsterblicher Hoffnungen gegeben? Warum deckt uns Gott, wenn wir Tagüber vom Strahl der Sonne ermattet und an unsern Staubklumpen gefesselt waren, Nachts dieses hohe Gefilde unendlicher ewiger Aussichten auf? Verloren stehen wir im Heer der Welten Gottes, im Abgrund seiner Unendlichkeit ringsum verloren? —

Und was sollte meinen Geist an dies träge Staubkorn fesseln, sobald mein Leib, diese Hülle, herabsinkt? Alle Gesetze, die mich hier festhalten, gehen offenbar nur meinen Leib an: er ist aus dieser Erde gebildet, und er muß wieder zu dieser Erde werden. Gesetze der Bewegung, Druck der Atmosphäre, alles fesselt ihn, nur ihn hienieden. Der Geist, einmal entronnen, einmal der zarten und so festen Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen, Pflicht und Gewohnheit an diesen kleinen Kreis der Sichtbarkeit knüpfen: welche irdische Macht könnte ihn festhalten? welch' ein Naturgesetz ist entdeckt, das Seelen, in dieser engen Rennbahn sich umherzudrehn, zwänge? Sogar über die Schranken der Zeit ist unser Geist weg: er verachtet Raum und die träge Erdenbewegung: entkörpert ist er sogleich an seinem Ort, in seinem Kreise, in dem neuen Staat, dazu er gehört. Vielleicht ist dieser um uns, und wir kennen ihn nicht: vielleicht ist er uns nahe, und wir wissen nichts von ihm, außer etwa in

einigen Augenblicken seliger Ahndung, da ihn die Seele oder er die Seele gleichsam herbeizieht. Vielleicht sind auch uns Ruheörter, Gegenden der Zubereitung, andre Welten bestimmt, auf denen wir, wie auf einer goldnen Himmelsleiter, immer leichter, thätiger, glückseliger, zum Quell alles Lichts emporklimmen, und den Mittelpunkt der Wallfahrt, den Schooß der Gottheit, immer suchen und nie erreichen: denn wir sind und bleiben eingeschränkte, unvollkommene, endliche Wesen. Wo ich indessen sey, und durch welche Welten ich geführet werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters, der mich hieher brachte und weiter rufet: immer also in Gottes unendlichem Schooße.

Es thut mir leid, sprach Charikles, daß ich Sie in Betrachtungen unterbrechen muß, die Sie so weit von unserer Erde entfernen; aber lassen Sie mich nicht zurück. überall, wo Sie frei, weise und thätig leben, ist Himmel: und warum scheuen und fliehen Sie denn die Erde? Wenn Sie in einer andern Menschengestalt freier, weiser, glücklicher leben können, und so immer weiter im innern Zustande hinaufgehn: was kümmert Sie Ort und Scene? Sei's dort oder hier — Welt Gottes ist Gottes Welt, Schauplatz ist Schauspiel. Auch unsere Erde ist ja ein Stern unter Sternen.

Th. Wohl! mein Freund; aber wie weit läßt sich denn in unserer Menschheit hinaufklimmen? Ist nicht ihre Sphäre so eng begrenzt, so kothig

und staubig wie dieser Stern selbst ist? Auch das beste Herz ist und bleibt immer ein Menschenherz, Körper bleibt Körper, und Erdenleben ein Erdenleben. Die Armseligkeiten der Geschäfte, der so unnützen und doch so nöthigen Lebensmühe, kommen wieder. Auch in guten Eigenschaften bleibt der Menschenstamm hienieden immer in seine beiden Geschlechter vertheilt, die einander gegenüber auf einer Wurzel stehen, sich einander umschlingen und kränzen, nie aber ein' und dieselbe Vollkommenheit werden im Menschenleben. Was das eine hat, fehlt dem andern. Geburt, Stand, Klima, Erziehung, Amt, Lebensweise, hindern und schränken unaufhörlich ein. Nur wenige Jahre wächst ein Mensch, dann steht er still, oder nimmt ab und geht rückwärts; will er im Alter Jüngling seyn und andere nachahmen, so wird er lächerlich, so wird er kindisch. Kurz, es ist eine enge Sphäre, dies Erdenleben; und wir mögen's machen, wie wir wollen, so lange wir hier sind, ist ohne größern Schaden, und den völligen Verlust unsrer selbst, der Enge nicht zu entweichen. Aber einst, wenn der Tod den Kerker bricht, wenn uns Gott wie Blumen in ganz engere Gefilde pflanzt, mit ganz neuen Situationen umgiebt — haben Sie nie, mein Freund, erfahren, was eine neue Situation der Seele für neue Schwungkraft giebt, die sie oft in ihrem alten Winkel, im erstickenden Dampf ihrer Gegenstände und Geschäfte sich nie zugetraut, sich nie derselben fähig gehalten hätte? — . . . .

Ch. Wer wollte das nicht erfahren haben? Eben daher schöpfte ich ja den erquickenden Trank des Stroms Lethe, mit dem mich auch schon auf dieser Erde meine Palingenesie wieder verjüngte. Ich fühle wie Sie, daß troß alles Strebens und Bemühens der Kreis der Menschheit unübersteiglich, und ihre Natur in veste Grenzen geschlossen bleibe. Hier auf der Erde wächst kein Baum in den Himmel: gewisse Flecken, die man einmal angenommen, lassen sich mit allen Strömen der Welt nicht mehr abwaschen, manche Schwächen und Unvollkommenheiten in gewissen Jahren kaum mehr kennen, geschweige denn ablegen. Oft verwechselt man nur die gröbern mit den gefährlichen feinern: das ist alles wahr. Auch sehe ichs sehr wohl ein, daß in dem engen, sich immer wiederholenden Rundlauf des Erdenlebens so gar viel eben nicht herauskommt: es ist so viel unnütze Mühe und aus der erneuerten Mühe so wenig neue Beute. Die Schranken, die Sie eröffnen, sind allerdings größer: das Feld, zu dem Sie einladen, ist unendlich — die Schaar aller Welten, die auf meinem ewigen Wege zur Gottheit liegen. Aber, mein Freund, wer giebt mir dahin Flügel? Es ist immer, als wenn mich etwas zurückwürfe auf meine Erde. Mir ist, als ob ich sie noch nicht ausgebraucht, mich noch nicht leicht genug gemacht hätte, höher hinaufzustreben, wer giebt mir Flügel?

Th. Wollen Sie sie nicht aus heiliger Hand annehmen, die ganz und gar dahin verweiset, so

nehmen Sie wenigstens einige Fittige dazu aus freundschaftlichen, aus — Ihres Freundes Newton's Händen.

Ch. Aus Newton's Händen?

Th. Nicht anders: das System, das er aus Sternen und Sonnen baute, sey Ihnen ein Gebäude Ihrer Unsterblichkeit, eines immerwährenden Fortgangs und Aufflugs. Nicht wahr? alle Planeten unseres Sonnensystems sind durch Kräfte der Anziehung mit einander und mit ihrem Mittelpunkt oder Brennpunkt, der Sonne, verbunden?

Ch. Allerdings.

Th. Sie machen also ein so vestes, unzerstörliches Ganze aus, daß nichts verrückt, nicht geändert werden kann, oder das Ganze litte und ginge mit seiner großen Harmonie unter?

Ch. Nicht anders. Alles beziehet sich auf die Sonne und die Sonne mit ihren Kräften, ihrer Masse, ihrem Licht, ihrer Wärme und Entfernung auf die Planeten.

Th. Und doch sind die Planeten nur Gerüst des Schauspiels, Wohnplätze der Geschöpfe, die auf ihnen sich um die unendlich schönere Sonne der ewigen Güte und Wahrheit in mancherlei Entfernungen, mit manchen Eklipsen, Perihelien und Aphelien bewegen. Wären die Scenen so genau, so unzertrennlich verbunden, und der Inhalt der Scenen, das Spiel selbst, sollte es nicht seyn? Die Planeten wären so genau auf sich und auf die Sonne geordnet, und das Schicksal derer, die

darauf leben, auf die sie eigentlich nur zubereitet sind, sollte nicht eben so genau und um so genauer zusammenhangen, als ja das Wesen mehr als die Einkleidung, Sache mehr als Ort, Leben und Inhalt mehr als Theater und Schaubühne ist? In der Natur ist alles verbunden, Moral und Physik, wie Geist und Körper. Moral ist nur eine höhere Physik des Geistes, so wie unsere künftige Bestimmung ein neues Glied der Kette unseres Daseyns, das sich aufs genaueste, in der subtilsten Progression, an das jetzige Glied unseres Daseyns anschließt, wie etwa unsere Erde an die Sonne, wie der Mond an unsere Erde.

Ch. Ich ahnde Sie, Bester, aber —

Th. Hier, mein Freund, läßt sich auch nur muthmaßen, nur ahnden. Unterm stillen Blick der Sterne, vor'm Angesicht des vertraulichen Mondes sind auch Ahndungen in jene für uns unübersehbare Ferne so groß, so erhebend! Denken Sie einen Augenblick, daß unser Sternengebäude, dem moralischen Zustande seiner Bewohner nach, so zusammen verbunden wäre, wie es seinem physischen Zustande nach unstreitig zusammen verbunden, und nur ein schwesterlicher Chor ist, der in verschiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie Einer Kraft seinen Schöpfer lobet: denken Sie, daß vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geschöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Massen, der Kräfte gebe (und nichts ist wahrscheinlicher als dieses),

setzen Sie die Sonne als den großen Versammlungsort aller Wesen des Systems, das sie beherrscht, so wie sie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit ist, die sie überall den Geschöpfen gradweise mittheilet: sehen Sie die große Leiter, die alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande dessen kommen, was wir nur in unserm Sternensystem Wahrheit, Licht und Liebe nennen.

Ch. Also, je entfernter von unsrer Sonne, desto dunkler, desto grober: je näher, desto heller, leichter, geschwinder? — Die Geschöpfe des Merkur, der immer in den Strahlen der Sonne verborgen ist, müssen freilich von andrer Art seyn, als jene trägen Saturnusbewohner, die dunkeln patagonischen Riesen, die in 30 Jahren kaum einmal um die Sonne kommen, und denen 5 Monde kaum noch ihre Nacht erhellen. Unsre Erde stünde denn so in der Mitte. —

Th. Und vielleicht sind wir eben deswegen auch solche Mittelgeschöpfe, zwischen der dunkeln Saturnusart und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unsre Vernunft ist hier wirklich nur noch im ersten Anbruch; und mit unsrer Willensfreiheit und moralischen Energie ists auch nicht weit her; gut also, daß wir nicht ewig auf dem Erdenplaneten zu weilen haben, wo wahrscheinlich nicht viel aus uns würde.

Ch. Also meinen Sie, wir müßten durch alle Planeten reisen?

Th. Das weiß ich nicht. Jeder Planet kann seine Bewohner, die alle in verschiednen Graden zu einer Sonne streben, auf dem Wege, der ihm der kürzeste ist, auf den Stufen und Gradationen, die ihm der Schöpfer nothwendig erkennet, dahin senden. Wie, wenn unser Mond z. B. (mich dünkt, auch Milton schildert ihn so, und mehrere morgenländische Sekten haben ihn dafür gehalten) das Paradies der Erholung wäre, wo die matten Wandrer dem Nebel dieses Erdenthals entkommen, in einer reineren Atmosphäre, auf Auen des Friedens und der Glückseligkeit lebten, und sich zum Anschaun des höheren Lichts bereiteten, zu dem auch die Bewohner andrer Planeten hinaufwallen? Mich dünkt, das Angesicht des Mondes spräche uns dieses mit seinem ruhigen, tröstenden Licht zu. Es ist, als ob es auch dazu schiene, um uns den Glanz einer andern Welt zu zeigen, und uns von amaranthnen Lauben der Ruhe und einer unauflöslichen seligen Freundschaft, Träume voll sanften Thaues einflößen zu wollen.

Ch. Sie träumen angenehm, mein Freund, vom Angesicht des Mondes, und ich träume gern mit Ihnen. Mir wars oft so, daß, insonderheit wenn Trauer, sanfte Schwermuth, oder das Andenken an verstorbene innig geliebte Todte mich erfüllte, mir beinahe der Mondesstrahl ihre Sprache zu seyn

schien, und es mich dünkte, es fehle nicht viel, ihren glänzenden Schatten vor mir zu sehen, oder den Kuß ihrer reinen Lippe auf meine Seele in einem Strahl hinabfließend zu fühlen. Aber genug davon, wir werden ja hier beide beinahe Schwärmer. Erzählen Sie weiter.

Th. Ich mag nicht; denn auch mir fehlen die blauen smaragdenen Goldschwingen, Sie von Stern zu Stern zu tragen, Ihnen zu zeigen, wie auch unsere Sonne um eine größere Sonne eilet, wie in der Schöpfung alles in einer Harmonie jauchzet, zu welcher Sonnen und Erden wie ein Klang gemessen, gezählt, gewogen sind, und es also gewiß auch das Schicksal, das Leben ihrer Bewohner in weit höherm Grad seyn muß. O wie groß ist das Haus, in dem mich mein Schöpfer erschuf, und o wie schön ists! schön zu Nacht und zu Tage; dort und hier Sonne= Mond= Sternenaussicht! Mein Gang ist die Bahn des Weltalls: dazu leuchtet auch mir jener letzte Stern, dazu klingt mir in geistigen Begriffen und Verhältnissen, die Harmonie aller Sterne. — Aber ach, mein Freund, alles ist nur Dämmerung, Wahn und Vermuthung gegen das ungleich reinere und höhere Licht der Religion unseres Geistes und Herzens. Auf dieser Erde ist alles mit Bedürfniß umringt, und wir sehnen uns mit aller Kreatur, davon frei zu werden. Wir haben Begriffe der Freundschaft, der Liebe, der Wahrheit und Schönheit in uns, die wir hier auf der Erde in lauter

Schatten und Traumgestalten, so unvollkommen, so oft gestört, getäuscht, betrogen und immer unvollendet erblicken. Wir dürsten nach einem Strom reinerer Freuden, und mich dünkt, die Hoffnung, das Verlangen selbst sey eine sichere Vorahndung des Genusses. Nehmen Sie die reinsten Verhältnisse auf dieser Welt, die Vater- und Mutterfreuden; mit welchen Sorgen sind sie vermischt, von welchen Schmerzen und Unbequemlichkeiten werden sie unterbrochen, und wie dienen sie doch im Ganzen nur immer dem Bedürfniß, einem fremden höheren Verhältniß. In jener Welt, sagt die Schrift, wird man weder freyen, noch sich freyen lassen, sondern sie sind wie die Engel Gottes im Himmel. Da ist Liebe befreit von gröbern Trieben, reinere Feundschaft ohne die Abtrennungen und Bürden dieser Erde, wirksamere Thätigkeit mit glücklicher schöner Eintracht, und einem wahren und ewigen Endzweck, kurz, überall mehr Wahrheit, Güte, Schönheit, als uns diese Erde auch bei hundertmaligen Wiederkommen geben könnte. —

— Den, Parmeno, den nenne ich,
Den Glücklichsten, der, wenn er ohne Leid
Die hohen Dinge sah, die wir nun sehn,
Die Sonne, diese Sterne, Wolken, Mond
Und Feuer, wieder geht, woher er kam.
Denn lebtest du auch hundert; oder lebst
Du wenig Jahre nur, du siehest sie;
Und schöneres als sie, sah keiner je,

Halt' diese Lebenszeit, von der ich rede,
Für einen Marktort, eine Wanderschaft,
Wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh
Die Menge giebt. Je früher du weggehst,
Je früher findest du die beßre Herberg',
Wenn du den Reisepfennig Wahrheit hast,
Und lässest keinen Feind. Wer lange weilt,
Geht matt von dannen; und ereilet ihn
Das böse Alter, ach, da hat er Mangel
Und Plage, findet Feinde hie und da;
Der stirbt nicht glücklich, der zu lange lebt.

Und wie denn der, der ewig hier weilen und immer wieder kommen wollte auf diesen Marktplatz?

War's, daß die Stille der Nacht und die hohe Harmonie der Sterne das System beider Freunde versöhnt hatte, oder hatte Charikles zu viel zu antworten; sie umarmten sich und gingen schweigend auseinander. Theages schien verloren im unendlichen Blau des Himmels, auf der glänzenden Sternenleiter, die so manche Völker, Wilde und Weise, den Weg der Seelen nannten: freilich eine höhere Laufbahn; eine reichere und schönere Palingenesie, als uns hier auch in den glücklichsten Gestalten die dürftige enge Erde gewähren könnte.

Herder.

5) Der Sollizitant.

Erast. Ha! guten Morgen mein würdiger lieber Arist!

Arist. Guten Morgen. (vor sich) Wie die heiligsten Ausdrücke gemißbraucht werden!

Erast. Da ich eben so vorbei ging, wollt ich doch einmal sehen, wie Sie sich und Ihre liebe Frau befänden.

Arist. Nun das machen Sie ja gut. (vor sich) Mein guter Kerl, das ist sicher die Ursache deines Besuchs nicht.

Erast. Sie sind doch gestern in der Komödie gewesen? es war ein schön Stück.

Arist. Ja! Ja! (vor sich) Armer Tropf, was du vor Umwege nimmst!

Erast. Auch war das Nachstück allerliebst.

Arist. So? (vor sich) Mich soll doch verlangen, wenn du zur Sache kommen willst?

Erast. Was werden Sie denn heute bei dem schönen Wetter anfangen? fahren Sie mit ihrer Frau nicht ein bischen spazieren zu ihren geliebten Freunden nach Holzhausen oder Burghausen, die so sehnlich nach Ihnen verlangen?

Arist. Vielleicht; ich erwarte noch erst die Post. (vor sich) Er lenkt ein.

Erast. Sind Sie auch kürzlich zu Freienwald gewesen?

Arist. So ganz kürzlich nicht. (vor sich) Er kömmt etwas näher.

Erast. Apropos! ich hätte wohl eine recht große Bitte an Sie, aber Sie müssen mir erst sagen, daß Sie mir dieselbe nicht abschlagen wollen.

Arist. Ich dächte es wäre besser, Sie ließen mir erst die Bitte wissen. (vor sich) Der Kutscher fährt zu.

Erast. Wenn Sie einmal nach Briesenitz fahren: so lassen Sie mich mit von der Gesellschaft seyn, ich möchte gern dort Bekanntschaft haben.

Arist. Ganz gern. (vor sich) Nun wirds kommen.

Erast. Es soll dort sehr angenehm, und der Herr des Hauses ein überaus gefälliger Wirth seyn.

Arist. So daß ihn keiner hier im Lande übergeht. (vor sich) Wie der Kerl mich blind führen will.

Erast. Wie wäre es, wenn wir heute hinaus führen, das Wetter ist so schön und möchte sich ändern?

Arist. Ich will Ihnen, sobald die Post gekommen seyn wird, Antwort sagen lassen. (vor sich) Nun fliegt die Kugel bald zum Ziel.

Erast. Der Minister von . . . ist vielleicht auch da.

Arist. So? (vor sich) Endlich kommt der Fuchs zum Loche heraus. Das war also das ungefähre Vorbeigehen, die Komödie, das Nachspiel, das schöne Wetter, die Lustfahrt . . .

Erast. Ja! er hat die Pferde schon bestellen lassen.

Arist. Dann gehe ich heute gewiß nicht hin. (vor sich) Eben war es noch ein vielleicht; nun sind die Pferde schon bestellt. Dumme Listen!

Erast. Aber warum nicht?

Arist. Weil ich auf dem Lande nicht gern in Staatsgesellschaften bin.

Erast. O! einem Freunde zu gefallen können Sie wohl einmal etwas von Ihrer Bequemlichkeit ablassen; ich habe den Minister nothwendig zu sprechen.

Arist. Wenn das ist. (vor sich) Sieh doch; der Geck bezieht sich auf meine Freundschaft in dem Augenblick da er mich zum Besten hat.

Erast. Der Cammerrath Patz ist diese Nacht von einer schweren Krankheit befallen.

Arist. Der Cammerrath Patz? (vor sich) Nun sehe mir einer die Winkelzüge an! Der Cammerrath ist diese Nacht krank geworden, und der Mann, der seine Stelle wieder haben will, kömmt diesen Morgen von ungefähr zu mir, um einmal zu sehen, wie ich mich befinde.

Erast. Ja, und der Arzt hat mir im Vertrauen gesagt, daß er bei seinem hohen Alter nicht wieder aufkommen werde.

Arist. Es war ein würdiger Mann, und mein Freund, den der Fürst sehr ungern verlieren und lange missen wird.

Erast. Und seine Stelle ist es, wozu ich mich dem Minister gern empfehlen und von Ihnen empfohlen sehen möchte.

Arist. Von mir? wahrhaftig nicht. Sie kennen meine Art zu denken, und wissen, wie sehr ich die Offenherzigkeit liebe. Hätten Sie mir gleich gesagt, daß dieses die Absicht Ihres heutigen Besuchs wäre: so würde ich Sie sofort herausbegleitet, und mein Bestes für Sie gethan haben, aber so nicht.

Erast. Aber so nicht? Das ist freilich sehr offenherzig aber auch nicht ein bischen freundschaftlich.

Arist. Wer mein Freund seyn will, muß wahr seyn, und Wahrheit vertragen können.

Erast. Gut, mein Freund! Sie sind offenherzig, ich auch. Ich wollte Sie mit meinem Anliegen nicht überraschen, ich ließ Ihnen Zeit einige Vermuthungen über meinen unvermutheten Besuch anzustellen, Sie konnten sich auf etwas gefaßt

machen, und wenn es nöthig war, sich erst in Laune setzen; ist dieses denn so ganz überflüssig? und würde es Ihnen nicht vielleicht einiges Schrecken verursucht haben, wenn ich Ihnen mit der Krankheit des Cammerraths und meinem Anliegen so gerade auf den Leib gerennet wäre? und sind nicht gewisse Eingänge von Wind und Wetter, so abgedroschen sie auch immer seyn mögen, immer noch die schicklichsten? Empfehlen sie sich nicht eben dadurch, daß sie nichts bedeuten? Und zeigt nicht ihr öfterer Gebrauch von einer allgemein erkannten Nothwendigkeit? Mir kommen sie gerade so vor, wie alle andere Eingänge, womit der Redner die Zeit verweilet, bis die Zuhörer sich geräuspert oder verpaustet und die Ohren gespitzt haben.

Arist. Was es doch nicht für Entschuldigungen in der Welt giebt. Aber womit beweisen Sie, lieber Erast! daß Sie bei diesen Ihren Entschuldigungen aufrichtiger sind, wie bei Ihren vorigen Complimenten? Sie haben mir selbst den Beweis in die Hände geliefert, daß Sie mit Umschweifen umgehen; könnte diese Ihre Entschuldigung nicht eine neue Wendung seyn mich herumzuführen?

Erast. Ganz richtig, die Vermuthung ist wider mich, Worte sind keine Beweise, und Thaten habe ich nicht zu geben. Aber beurtheilen Sie mich nach meinem Interesse, und halten Sie mich für so aufrichtig, als es dieses gestattet.

Arist. Nun das heiße ich, wie von der Leber gesprochen; so kenne ich die Menschen, und wenn Sie wollen: so fahre ich gleich mit Ihnen zu dem Minister. —

Möser.

6) Hermes und Pömander.

P. Schläfst Du?

H. Ich wache, beschauend den Himmel der Sterne.

P. Auch denkend?

H. Wenigstens sinnend. Ich verliere mich im unendlichen Blau.

P. Und vergissest die goldne Heerde, die auf dieser himmlischen Aue weidet?

H. Weil ich den Hirten nicht sehe, der sie führet. Der Mond ist es nicht; er verdunkelt mir die lieblichen Schafe.

P. Die Vestigkeit ihrer Hürden siehest Du doch. Steht Dir der himmlische Wagen, und über ihm der Pol nicht da? Unter ihm Cepheus, Cassiopea, Bootes. Sieh hier Ariadnens Krone, Herkules und den goldnen Stern der Lyra; Andromeda und Perseus dort, den himmlischen Fuhrmann, den Adler; den hellen Thierkreis, so weit er sich hinaufkehrt; den leuchtenden Orion —

H. Ach, eben an ihm hing mein Auge; an seinem brennenden Gurt und Schwerdt.

P. Und was siehest Du dort?

H. Licht. Helle Sterne.

P. Und denkest dabei nichts?

H. Was soll ich denken? Der Abgrund verschlingt mich; der Unermeßliche überwältigt.

P. Nicht also, mein Sohn. Beschreibe die Räume. Aus dem Unendlichen kehrst Du immer dürstender in Deine Heimath wieder. Hast Du Dir Rechenschaft über Dein Planeten- und Sonnenreich, über Deine Hütte, die Erde, gegeben, auf der Du weidest, von der Du lebst, in die Du zurückkehren wirst? —

H. Wer kanns?

P. Und erforschest den Bau der Gestirne?

H. Ich erforsche nichts; ich betrachte, bewundere, liebe. Auf wallet mein Busen bei dieser himmlischen Ansicht, mein Herz schlägt hoch auf. Laß mich die Laute ergreifen, freundlich mir zusprechende Stimme! Laß mich:

Blick ich hinauf zu Euch,
Ihr goldnen Sterne,
So Glanz- und Freudenreich
In hoher Ferne;
Und schau' um mich die göttlichsten der Gaben
In Nacht, Vergessenheit und Schlaf begraben.

O wie erwacht in mir
Der Liebe Sehnen!
Mein Auge weint zu dir
Ströme von Thränen,
Und was die Brust beklemmt, voll heißer Klagen,
Kann nur ein Seufzer dir, o Himmel, sagen.

Thron aller Herrlichkeit
Und ew'gen Klarheit!
Sitz der Unsterblichkeit
Der reinen Wahrheit!
Ach, warum ist ein Geist, für dich geboren,
In tiefe dunkle Nacht verloren?

P. Erhebe Deinen Geist aus der dunkeln Tiefe; das Licht der Wahrheit, obwohl mit Schatten begrenzt, ist in Dir. Morgen kommt Dir Deine Sonne wieder; jene Sterne leuchten andern Schatten und Dunkelheiten. In der Schöpfung ist kein Verbannungsort, kein Oben und Unten; allenthalben ist's, wie bei Dir.

H. Wie bei mir?

P. Nicht anders. Was siehest du um Dich? Bemerkst Du nicht allenthalben Bildung? Was willst Du Höheres bemerken?

H. Ich sehe Bildung und Mißbildung, Schöpfung und Zerstörung.

P. Was Du Mißbildung nennest, dünkt Dir nur also; eine völlige Mißgestalt kann nicht bestehen; sie vernichtete sich selbst. Was Du Zerstörung nennst, ist neue Geburt; das Grab ist Wiege. Vernimm das Geheimniß, die lebendige Kette der sich immer verjüngenden Schöpfung —

H. Ich zittre.

P. Für Freude zittre. Alles in der Schöpfung ist Bildung, ewige Bildung; keine Materie ist ohne inwohnende Kraft, wie kein Geist ohne Körper. Alles Veränderliche aber verändert seine Gestalt; das Veraltete geht unter —

H. Damit es verjüngt emporsteige; ich verstehe dich, Geist der Schöpfung. Die Kette des Lebens schwingt sich nieder- und aufwärts; sie undulirt. Ich begreife, daß zu einer immer

jungen, frischen und neuen Schöpfung es nicht anders als also seyn konnte.

P. Nichts Höheres und Heiligeres kannst Du also sehen, als Deine Schöpfung, göttlicheres erkennen kannst Du nichts, als die Gesetze ihrer Bildung und Erhaltung voll scheinbaren Untergangs und voll Erneuung. Unverändert bleiben konnte im Strom der Veränderung nichts; ein starres Daseyn wäre nicht nur des Einzelnen ewiger Tod, sondern Tod der Schöpfung. Alle ihre Räder hemmte ein einziger unwandelbarer Atom. — Blick her! Auch diese Sterne altern; jener himmlische Glanz verbleicht; jenes Rosenlicht falbet und wird verdämmern. Dagegen sieh jenen hellaufglänzeoden Brand, die Morgenröthe einer neuen Schöpfung, Orion.

H. Schönes Licht! O wie entzückt ist meine Seele!

P. Und doch lernst Du mit dieser Entzückung nichts. In deinem Weltall schau umher und betrachte dort allenthalben Bildung. Vom kleinsten Krystall hinauf zur Pflanze, zum Thiere, zum Menschen; allenthalben organisch bildende Kräfte.

H. Dürfte ich die auch droben anwenden, bei jenen Kugeln, bei jenen Flammen und Sternen?

P. Warum nicht? Bildungslos ist nichts in der Schöpfung; was aber Bildung hat, ward gebildet.

H. Durch das Gesetz der Schwere und Anziehung.

P. Schläfst du?

H. Ich wache.

P. Durch das Gesetz der Schwere wird alles ein Klumpe in einem Mittelpunkt des Universums, den ihr nicht kennet, nie auch als Menschen kennen werdet. Und das Gesetz der Anziehung? Muß nicht ein ihm entgegenstehendes Gesetz entweder selbst eine bildende Kraft seyn, oder wenn auch dies blos mechanisch wirkte, muß es nicht einer höhern Kraft Raum geben, die beide modifizire? Und worauf kann diese höhere Kraft streben, als auf Bildung?

H. Ihrer Wirkung nach also eine bildende Kraft; ich weiß keinen andern Namen. Sollte aber, was Du Bildung nennst, nicht blos im blinden Effekt jener beiden blind wirkenden Kräfte seyn dürfen, aus Nothwendigkeit oder aus Zufall.

P. Schläfst Du?

H. Ich wache. Ja, Zufall kann uns scheinen, was die strengste Nothwendigkeit war. Im unendlichen Raum sind in unendlicher Zeit alle Bewegungen möglich; die Regellosen, die sich selbst zerstören, mußten untergehen; die Regelmäßigen gewannen Bestandheit.

P. Weil sie solche in sich hatten nach einer Regel. Sobald du diese zugiebst, hast du zugegeben, was ich wünsche, den großen νοῦς, den Sinn und Geist der Welt, den vordenkenden Bildner.

H. Und wer bildete diesen Prometheus?

P. Entferne alle Fabelgestalt. Wenn jede Bildung, die Du kennest, einer bildenden, jede Erhaltung einer das Ganze erhaltenden Kraft bedarf, wird sie der Welt, dem geordnetsten Ganzen, das sich nach der sinnigsten Regel der Wohlordnung verhält, fehlen? Erwache! Bedenke.

H. Und dies sollte die Schwere, die Anziehungs- und Wurfskraft nicht seyn?

P. Wer wirft? Was ziehet? Und sind beide Strebungen im fortwährenden Kampf, wer ordnet, wer regieret den Kampf? Sind Dir diese blindmechanischen die höchsten Kräfte, so müssen ihnen alle andre im Weltall dienen; sinne nun darauf, wie Du in jene alle diese vereinigen mögest, die magnetische, die elastische, die elektrische, die Lebens-, die Denkkraft, und was Dir sonst für bildende oder zerstörende Kräfte bekannt seyn mögen. Das Höchste muß Resultat oder Zusammenfassung oder die setzende Ursach alles Untern seyn, versuche es mit Deinen beiden Kräften, ob Du aus ihnen und durch sie Leben, Empfindung, Geist, Willen, Gemüth erhaltest?

H. Jetzt erinnere ich mich des Gebets meines Sokrates, wenn, wie er sagte, er zum höchsten Revier der Schönheit emporstieg:

— Und kehrte stets liebtrunkener von dannen,
Und Geist und Sehnsucht blieb bei Ihr.

P. Was sprach Dein Sokrates?

H. Licht! Anmuth! höchster Pan! Natur! selbstständig Wesen!

Geist! oder was Du Dir für Namen auserlesen,
Beweger, Tugend, Kraft! Du, die in Allem lebt!
Wie stark bist Du! Wie groß! Wie vielfach ausgegossen!
Auch ich bin Deiner Art, und von Dir hergeflossen,
Und kehr' in Dich zurück, wenn sich mein Geist erhebt.
Ach, ich bescheide mich und decke meine Blöße,
Um Dich allein gefall' ich mir,
Der kleinste Theil der allgemeinen Größe,
Ein Theil, jedoch ein Theil von Dir!

Ganz herrlich, ewig jung, nie fähig zum Veralten,
In täglich wechselnden, stets werdenden Gestalten
Bleibst Du das, was Du bist, stets voll und immer neu.
Hier treten Wesen auf; dort gehen Wesen unter;
Du tilgst und zeugest stets. Stets wirkend, froh und munter
Schaffst Du, daß jeder Tod ein Quell des Lebens sey,
Dort schwand die flücht'ge Pracht der abgelebten Floren,
Doch Floren folgt Pomona nach,
Und Jene wird von Dieser neugeboren,
Das Grabmahl wird ein Brautgemach. —

P. Wohlan! Geh' dieser Kette der Schöpfung in ihren Ringen und Gliedern nach; Bildungsgesetze werden Dir allenthalben erscheinen, denen auch die Schwere, die Anziehung dienet. Nur sie allein, sie für sich bilden kein geist- und lebenvolles Universum.

Forsche weiter.

Herder.

7) Szipio und Alluzius.

Szene, Karthago in Spanien, Zimmer des Szipio.

Al. (im Hereintreten) Glücklich sey die Vorbedeutung bei meinem Eintritt zu Dir, erhabner Imperator. Du sandtest nach mir, und noch eh' ich dies wußte, flog ich ungerufen schon nach Karthago her. Deine Boten trafen mich unterwegs und beschleunigten meine Eil.

S. (ihn genau betrachtend) Bist Du Alluzius vielleicht? Fürst der Celtiberier?

A. Ich bin Alluzius und einer von den Führern meines Volks. Es ehrt in Dir den glücklichen Sieger, den weisen Feldherrn, und — wie man sich bewundernd erzählt — selbst den milden Feind. Sey es künftig unser Loos mit oder unter Dir zu fechten; in beiden Fällen ehrt ein solcher Kampf, und wird der Stolz unserer tapfern Jünglinge seyn.

S. Meine Erwartung — sie trog mich nicht! Und das Gerücht hat diesmal nicht geschmeichelt.

A. (etwas betroffen) Das Gerücht? Welches? — Verzeih —

S. Das Gerücht Deines Lobes! Sey mir willkommen, Alluzius! Hat Hispanien viel solcher Jünglinge, solcher Männer, so ist der Friedensbruch, den Annibal eines solchen Landes halber begieng, zwar nicht löblich, doch verzeihlich.

A. (bescheiden) Imperator — —

S. Vergiß meiner Würde, Prinz, wie ich der Deinigen bisher vergaß. Sprich als Alluzius zum Szipio; auch will ich nur als junger Mann zum jungen Manne, damit freier unsre Rede sey, williger unser Herz sich öffne. — Sieh, welchen glorreichen Gewinnst die Götter Romuls Volk verliehen haben, das weißt Du, und das sagt der Ort Dir schon, wo wir uns sprechen. Muthmaßlich traf manchen Gastfreund, manchen Verwandten von Dir das Loos der Gefangenschaft. Nenne sie mir, und ich will thun, was ich kann und darf. Aber vor allen Dingen gesteh mir auch frei, kennst Du nicht unter den Töchtern dieser Stadt ein junges, blondhaariges, reizendes Geschöpf = = =

A. (rasch ihn unterbrechend) O halt ein, nur zu glücklicher Sieger, halt ein! bevor Dein Mund noch ausgesprochen hat, seh' ich schon Ildegerdens Namen auf Deinen Lippen schweben.

S. Nun! und wenn sie es denn wäre?

A. O sie ist meine Geliebte, meine Braut, und — leider jetzt Deine Gefangene, Deine Sklavin. — Gerechte Götter, war mir je Gut und Blut, und selbst mein Leben allzu theuer? Warum mußtet ihr mir dies einzige, womit ich kargte, rauben? — Szipio, Du weißt nun, was mich hertrieb nach Karthago; was ich von Dir zu flehen im Begriff stand. O gieb sie mir zurück — sie, die bisher mein Stolz und meine Freude war!

S. (mit bedeutendem Tone) Und nicht ohne Ursach es war! Alluzius, Deine Bitte ist nicht geringe. Mancherlei Beute haben Roms Krieger in dieser reichen, schönen, großen Stadt sich erkämpft; eine schönere als Ildegerden nicht. Auch fühlten, auch sagten es die Soldaten, als sie die Jungfrau mir bewahrten, mir brachten, daß sie Karthagens Edelstein für mich aufgespart hätten; und deshalb —

A. Ha, Imperator, ich merke, wie Du enden wirst, da Du so beginnst. Ich merke nun, daß Du mich rufen ließest, damit Dein Auge sich an meinen Schmerzen weide; damit ich ganz fühlen möge ; ; ;

S. (sanft, ihn zu beruhigen) Alluzius, wohin ; ; ; (jener achtet nicht darauf)

A. Nein, Feldherr, nein, das Gerücht von Deiner Milde ist nur ein Gerücht! so spricht ein edler Sieger nicht; so spottet er derer nicht, denen er oblag! Meine Braut ward Deine Sklavin; kein Vorwurf deshalb, denn die Götter wollten es! Sie ward — was ich mir denken kann, denken muß, so sehr es mein Herz zerreißt; auch deshalb kein Vorwurf Dir! denn Du bist Mann, bist glühender Jüngling und Sieger. Doch daß Du mich rufen ließest, um mich zu höhnen; mir das Geständniß meiner Liebe entlocktest, und mit der Nachricht es erwiederst: daß Ildegerde unschätzbar, unauslöslich sey; das ist hart, ist grausam sogar. — Römer, so prahlen bei uns am Iber, bei uns, die ihr Barbaren nennt, nur die Räuber mit ihrem

Raube; prahlen selbst dann nur damit, wenn sie sich in Sicherheit wissen.

S. (mit gelaßner Hoheit) Du trägst, wie ich sehe, Alluzius, die Hitze, die man im Gefecht an Dir bewundert, auch auf Deinen Umgang und auf dies Gespräch jetzt über. Ich würde zürnen, wenn ich Deine Vorwürfe verdiente. Jetzt, da sie mich unschuldig treffen, vergeb' ich sie Dir. — Kannst Du nun hören?

A. Muß ich nicht?

S. Nur höre mich aus; und dann, hoff' ich, sollst Du glimpflicher Deine Vergleichungen wählen; selbst römische Treue nicht mehr mit punischer verwechseln. Ja, Prinz, als ich das erstemal Ildegerden sah, da, ich leugn' es nicht, wandelte auch mich die Leidenschaft an, die jetzt in Dir so heftig tobt. Da rief ich mit Entzücken: Wie schön ist sie! da = = =

A. (wieder einfallend) O daß sie es nie gewesen wäre! Aufgewachsen mit mir von frühester Jugend auf hätt' ich ihre schönre Seele auch im unscheinbarsten Körper liebgewonnen. Sie, die Glücklichere, hätte nie der Feinde gierigen Augen gefallen; nie Deine Lüste gereizt.

S. (ihn bei der Hand fassend) Und hört dieser Ätna wirklich nimmer zu toben auf? Jüngling, Deine vom Zorn glühenden Wangen werd' ich doch vielleicht mit Schaamröthe noch stärker färben, wenn ich Dir sage: Deine Braut ist frei!

A. (erstaunt) Frei? — Götter! Szipio! — Ildegerde ist frei?

S. Ist frei und sey Dein!

A. Frei und mein! Szipio, Du betäubst mich.

S. (lächelnd) Muß ich das nicht, um nur ruhiger sprechen zu können. Junger Mann, als man meine Gefangene mir darstellte, da entzückte mich — ich wiederhole es Dir — ihr Reiz; da würd' ich nicht als ein schwelgender Gebieter, als ein werbender Liebhaber vielmehr ihr Herz und Hand angeboten haben; hätt' ich nicht rasch einen Blick auf das Vaterland, das meiner noch ungetheilt bedarf, geworfen. Doch, indem ich noch wankte, indem ich schon auf Vereinigung von Bürgerpflicht und Männerliebe dachte, vernahm ich, daß sie bereits durch Werbung und Versprechen, durch Lieb und Gegengunst verbunden sey; und von dem Augenblicke an ward mein Geist meines Herzens Meister! Von diesem Augenblicke an hab' ich sie nur geschätzt, geschätzt für Dich! nimm sie zurück, denn sie ist frei.

A. (noch halb außer sich) Götter, allgewaltige Götter, das tönt, als wenn es Wirklichkeit wäre, und wird am Ende nur als ein Traumbild zerfließen. Imperator über Karthager und Hispanier, über Gallier und Kantabrier, mit einem Wort, über Feinde kannst Du siegen. Doch dieser Sieg über Dich selbst = = =

S. (lächelnd) Getroffen, er war keiner von den leichtesten. Doch ich bin Römer und dieses Volks

Vorzug ist es, von Jugend auf Beispiele mit anzusehen, die andere Völker nur durch überlieferung kennen: — glaubst Du meinem Munde nicht, wenn ich Deiner Geliebten Freiheit Dir verkündige, laß sehn, ob Du auch diesem Zeugen widersprechen kannst — Servius! Servius! (ein Sklave führt Ildegerden und ihre Mutter ins Gemach) Sieh sie hier, Deine blühende Schöne. Kein kriegerischer Muthwille hat sie berührt; keine Thräne, seit sie mir gehört, ihre Wange gebleicht. — Siehe hier ihre Mutter, von mir selbst ihr zur Gefährtin und zur Schützerin erkohren! Forsche nach, ob sie sicherer in Deinem väterlichen Hause, als bei mir seyn konnte. Selbst meine Gegenwart soll Dich nicht hindern. (will gehn)

A. (seine Hand ergreifend) O wo — wo ist die Höhle, in welche sich schaamroth mein Argwohn und mein Ungestüm verbergen kann? Imperator, ich beschwöre Dich, bleib; — meiner Freude fehlt noch Besinnung. Entzücken, Erstaunen, Beschämung, wie ich nie fühlte = = = (eine stumme Pause) Edler Römer, sagt Dir mein Auge, meine zitternde Hand, und mein sinkendes Knie nicht, was ich empfinde; ha, ich Unglücklicher, wie soll ich es denn in Worte zwingen? — (zu ihr hineilend) Ildegerde, theures, einziges Mädchen, ist es möglich? Bist Du mein? ganz mein? — noch meiner werth? noch Deiner selbst?

Ild. Dank es diesem vortrefflichen Manne, daß ich es noch bin.

Mut. Er sah sie einmal nur im Kreis seiner Legaten und Centurionen. Die übrigen drei Tage hat sie unter meiner Obacht gelebt.

A. (wieder Szipio's Rechte fassend) Szipio! Szipio! giebt es kein Meer, das ich für Dich durchschwimmen, kein Ungeheuer, das ich Dir bändigen, keinen Tod, den ich für Dich erbeuten soll? Befiehl! Befiehl! und laß nur den kleinsten Theil meiner Schuld durch eine solche That mich Dir bezahlen.

S. (ihn umarmend) Edler, junger Mann, schon Deine Freude bezahlt mich mit einem Wucher, der mir fast unbillig scheint.

Mut. Und darf ich dieser Freude des Alluzius noch einige Worte, erhabener Imperator, hinzufügen?

S. Sprich ohne Umschweif.

Mut. Ehe mein Gemahl und seine Blutsfreunde Deinen Edelmuth noch erfuhren, als sie nur wußten, daß Ildegerde noch lebe, da hatten sie schon, um ihren Liebling zu lösen, fünfzig Talente zusammengebracht, und als sie gestern von mir Deine sanfte Behandlung erfuhren, haben sie mit Freuden diese Summe verdoppelt, legen sie hier (Sklaven treten mit Geldsäcken auf ein gegebenes Zeichen herein) zu Deinen Füßen nieder, und beschwören Dich durch meinen Mund: Verschmähe nicht, was nur ein schwaches Kennzeichen unsers Danks und nicht ein Lösegeld zu nennen ist.

S. Mit nichten, edle Frau! Mein und meiner Ahnen Sitte war es nie, von Freunden Geschenke zu nehmen; sie ihnen zu geben dünkte uns ein größeres Glück.

Mut. Imperator, ich stehe nicht auf, bevor Du mir diese Bitte gewährest. (kniet nieder)

Ild. (desgleichen) Ich muß Deine Gefangene, selbst wider Deinen Willen, bleiben, wenn Du meiner Freunde Zoll allzugroßmüthig ausschlägst. Für mich sind diese hundert Talente zwar viel zu viel, doch für Dich viel zu wenig.

A. (ein gleiches thuend) Nur vor Altären beugt' ich zeither mein Knie; Feldherr, der Du mir mehr als ein Halbgott scheinest, laß es mich jetzt vor Dir nicht vergebens beugen. Deine Großmuth hat mich neu belebt; das Übermaaß derselben droht mich zu tödten.

S. Steht auf, meine Freunde! Jedes allzulange Sträuben artet in Hartnäckigkeit aus. Ich will annehmen, was Ihr mir darbietet. (zu den Sklaven) Legt es hieher! — Alluzius, von meinen Händen empfange hier ein Mädchen, eben so werth, der Frauen Krone zu werden, als sie bisher der Schmuck der Jungfrauen war; und wenn meine Selbstbezwingung Euch anders erfreut, so versprecht mir eines nur dafür zum Lohn.

Alle Drei. Was? o was? gebeut.

S. Schwörst Du mir Gewährung, Alluzius?

A. Tausend Schwüre statt einen!

S. Wohlan, so sind außer Schönheit und Tugend, außer den Geschenken, die ihr Vater vielleicht Dir schon zubereitet, jene hundert Talente — Ildegerdens Brautschatz.

Alle. Unmöglich! Nimmermehr!

A. Eh' mein Leben = =

S. (ernst) Prinz, Deine tausend Schwüre? Gedenk ihrer! sie binden! — Zwar hätt' ich noch einen Wunsch. Doch freiwillig mußt Du ihn erfüllen. Ungebunden oder gar nicht!

A. (eifrig) O, fordre! rede! gebeut!

S. Findest Du anders einen redlichen Mann in mir, so wisse: Mein Vater, mein Oheim, alle meine Vorfahren waren es nicht minder! So wisse noch mehr: Geschlechter, wie das meinige, giebt es zu Tausenden in Rom! — Alluzius, sey von nun an dieser Römer Bundsgenosse! Sey es, und Du wirst künftig gern gestehen: die Erde hat kein Volk, das man sich minder zum Feinde und stärker zum Freunde wünschen soll!

A. (hastig) Leb' wohl!

S. (etwas erstaunt) Wohin?

A. Laß mich! Laß mich! Selbst an meinem Hochzeittage flieg' ich von dannen: lasse alle jene Habe, mit der Du mich so mild beschenktest, laß Ildegerden selbst zurück, will die Fluren der Celtiberier durchstreifen, will überall laut rufen: „Mit mir! mit mir, meine Brüder! Zu den Fahnen eines Jünglings, den Göttern an Gestalt und Tugend ähnlich! Unüberwindlich in Waffen, doch unübertrefflicher noch an Milde und Edelmuth!" — So will ich rufen, und kehr' ich nicht mit tausend Reutern binnen drei Tagen zurück, so mache mich das Schicksal eben so zum Spotte meines Landes, als es zur Zierde und zum Retter des Deinigen Dich erschuf. *) (ab)

Meißner.

*) Er kehrte wirklich mit einem Trupp von 1400 Reutern wieder.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eisenschmid, Leonhard Martin,

Polymnia oder theoretisch-praktische Sammlung über das Gesammt-Gebieth teutscher Prosa und Dichtkunst in systematischer Ordnung entworfen

Bd.: I. Abtheilung, Vierter Band, Drittes Heft

1828

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.957(4#3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11824969-9